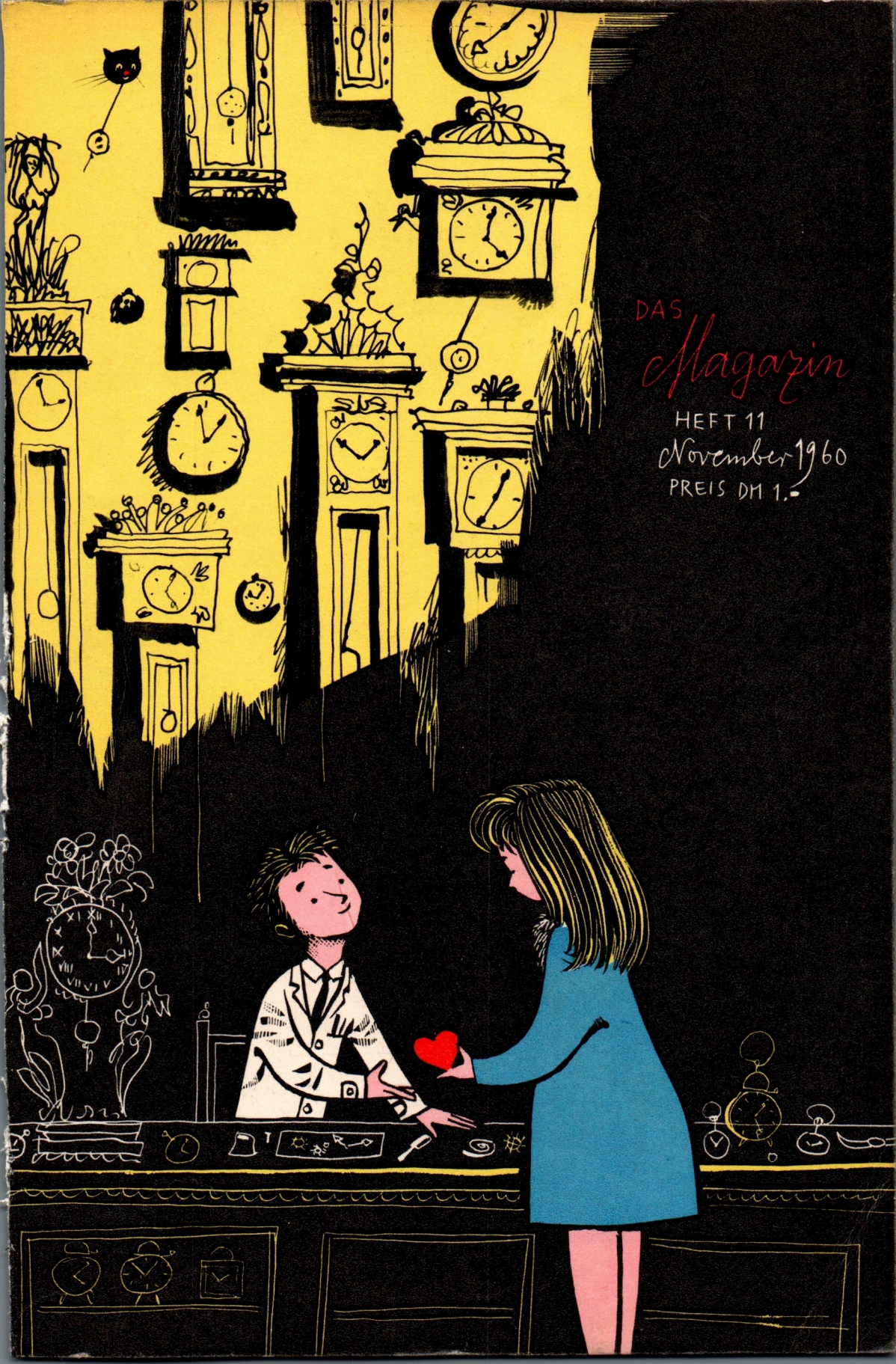


DAS

Magazin

HEFT 11

November 1960

PREIS DM 1.-

Vasenol
Vita-Creme
mit Azulen
Vasenol
Hautpflege
mit Vita-Creme

Denken Sie schon
jetzt an den
Weihnachtseinkauf
ALBERNA
Kölnisch
Wasser
EAU DE
COLOGNE
Perlenta
LUXUS
Allura
LAVENDEL
BERLIN
Kosmetik
VEB KOSMADON · BERLIN N4

Nimm wie ich:

NEO *mit*

das ist die Hygiene, die alle unangenehmen Begleiterscheinungen der bewußten Tage beseitigt. Man erhält sich völlige Bewegungsfreiheit, ja sogar Duschen ist durch „NEOmit" an diesen Tagen möglich. Die Anwendung ist so praktisch und hygienisch durch die Handhabungshülse, die der Methode des in der Medizin angewandten Tampons entspricht. „NEOmit" ist klein, aber trotzdem völlig sicher. „NEOmit" ist neutral verpackt und jederzeit ein kleiner unauffälliger Begleiter, der vor Überraschungen schützt.

Daneben ...

Karl-C. Posewang, Leipzig:

Was soll der Quatsch auf den Seiten 67 bis 69 in Heft 9/60 („Von Rekorden ohne Olympiade-Orden")? Wenn aus der Überschrift dieser „Bild"-Text-Zusammenstellung auch etwa hervorgeht, daß es „auch" Auszeichnungen für wahrhaft-sportliche Höchstleistungen (Olympiaden, Weltmeisterschaften usw.) gibt, so ist das Ganze doch nur ein sogenanntes „Abendländisch-freie-Welt"-Gemisch. Die genannten Seiten hätten auch in jedem Wild-West-Magazin zu finden sein können. Das ist sogenannte „überparteiliche Objektivität". Nichts gegen die Verwendung der Bilder! Aber dann in richtiger Proportion. Wäre es nicht weit günstiger gewesen, wenn Olympioniken mit diesen geistlosen Sensationskreaturen eindeutig gegenübergestellt worden wären? Der Zweck dieser Darstellung ist verfehlt! Das wird auch nicht durch die im Text angedeutete Ironie wettgemacht.

... verstandeu

Herbert Krüger, Schwerin:

Prächtig, wie Dein Autor in dem Beitrag „Von Rekorden ohne Olympiade-Orden" den Rummel um die verrückten, unsinnigen und mit sportlichen Wettkämpfen nichts zu tun habenden Rekorde auf den Arm nimmt. Gerade die Zurückhaltung im Text trifft um so sicherer genau ins Schwarze.

Ideale Männer und kein Ende

Marianne B., Leipzig:

Wie nicht anders zu erwarten, war in Heft 9/60 der „ideale Mann" an der Reihe. Wenn man auch diese ganze Frage- und Antwortspielerei für einen Scherz hält, ein bissel grübelt man doch über das Thema nach.

Unzählige Male habe ich schon darüber nachgedacht, immer mit dem gleichen Ergebnis — ideal ist für mich nur mein eigener Mann. Er sieht gut aus, ist intelligent, witzig, vielseitig interessiert, erfolgreich im Beruf und kann sehr, sehr lieb sein — manchmal sogar zu seiner Familie. Ich liebe ihn, doch kann ich's ihm nicht sagen. Er ist nämlich überzeugt, eine ganz und gar nicht ideale Frau zu haben, und will sich deshalb scheiden lassen. Was nützt mir nun mein „idealer Mann"?

Bert Berg, Dresden:
Ich war ein wenig erschrocken über den von Ihnen in Heft 9/60 gesuchten „idealen Mann", den Sie ja auch nicht gefunden haben, was mich nicht wundert, denn wo gibt es das von Ihnen gesuchte Unikum schon. Was es aber heute schon gibt (und mit der zunehmenden Entwicklung im Sozialismus immer mehr geben wird), ist der bewußt lebende Mensch, der sich bildet, rücksichtsvoll ist und sein und seiner Familie Leben bereichert, indem er sie an die Schönheiten des Wissens und der Kunst heranzuführen sucht ... Von diesem las ich in Ihrer Umfrage aber leider nicht. Im übrigen wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Ihre zukünftigen Umfragen ein wenig mehr geistigen und seelischen Nährwert enthielten.

Elli Wolff, Meißen:
Mit Spannung habe ich die Umfrage nach dem idealen Mann von heute gelesen. Nun drängt es mich, dazu meine Meinung zu sagen. Vor etwa 6 Jahren hatte ich das große Unglück, durch einen Unfall so schwer beschädigt zu werden, daß ich für den Rest des Lebens nur noch am Krückstock gehen kann. Damit setzte für meinen Mann die Bewährungsprobe ein. Nun zeigt er sich als guter Begleiter, denn ich muß ständig betreut werden. Nach 41jähriger Ehe schafft er mir täglich kleine Freuden. Er ermöglicht mir ein sorgenfreies Leben und hält alle Erschütterungen fern. Für den Tagesbedarf schafft er heran, was ich brauche, erweist sich also auch als praktischer Helfer.
Hiermit gebe ich Ihnen das Bild des idealen Mannes. Verwenden Sie es für Ihr schönes Magazin, wenn Sie davon beeindruckt sind. Dann können sich junge Menschen vorstellen, daß erst eine leidvolle Zeit den Charakter formt. Allen wünsche ich eine gute Bewährung.

Brigitte K., Greifswald:
Deine aktuelle Umfrage „Wie ist der ideale Mann von heute?" haben wir mit besonderem Interesse gelesen. Aber daß Du ausgerechnet für den allerschönsten dieser schönen Männer den Satz „Ein Mann muß nicht immer schön sein" geschrieben hast, empört uns sehr, wir finden das Gesicht ausdrucksvoll und interessant. Für uns gibt es gar keinen Zweifel: Das ist der ideale Mann von heute.

Preisfrage

W. Schmidt, Berlin-Kaulsdorf:
Wer sitzt nackt im Keller?
Auflösung: Das Aktmodell vom Magazin. (Heft 9/60). Liebes Magazin, muß das sein??? Im Keller?

Unbekömmlich

Klaus Winkler, Spremberg:
Es drängt mich, unter Inanspruchnahme der Meinungsfreiheit mit allem gebotenen Nachdruck und tunlicher Schärfe gegen das in Heft 9/60 ab-

Was ist taktvoller?

Offen aussprechen oder erdulden.

Wählen Sie den goldenen Mittelweg!

Wenn jemand unter unangenehmem Körpergeruch leidet, bringen Sie einmal ganz diskret das Gespräch auf ké, den neuen Desodorstift. Man wird Ihnen für soviel Diplomatie dankbar sein.

ké

der wirksame Desodorstift,
beseitigt lästigen Körpergeruch

für 1,70 DM im Fachhandel erhältlich.

Ein REICHALDA-Erzeugnis

DAS Magazin

Heft 11
November
1960
7. Jahrgang
Seite

Sie an uns	2
Iwan Katajew:	
Die spanische Wand	6
Klabund: Liebeslied	10
Anna Seghers: Das Obdach	12
Alberto Moravia:	
Irene hat immer Glück	16
Edgar Allen Poe:	
Das verräterische Herz	21
Unsere aktuelle Umfrage:	
Ist eine Frau mit 40 alt?	24
ika:	
Zwischen Brunnen und Oblaten	27
Gerda Rothmayer:	
Die Sache mit Probus	30
Elfriede Brüning:	
Münchner Mosaik	33
Leo Tolstoi: Der Hai	36
Herbert Sandberg:	
Der freche Zeichenstift	38
Karl Böhm:	
Die Roboter sind unter uns!	42
Joan Rodker:	
Die Tränen der Indianer	45
Willi Karsch:	
Sieben auf einen Streich	50
Wahre Begebenheit:	
Obwohl ich ihn liebte	53
Bruno Voigt: Einmal Schauspieler	
in Hangtschou sein	54
Peter Purzel: Ein fauler Hund	58
Alma Uhse: Das Abendkleid	60
Heinz Machatscheck:	
Metamorphose	
eines Pfirsichkorbes	64
Rudolf Hirsch:	
Das Nummernschild	66
Habu:	
Liebe, Phantasie und Kochkunst	73
Treffpunkt	76
Rätsel	78

Chefredakteur: Hilde Eisler · Stellvertretender Chefredakteur: Hans Lehmann · Bildredaktion: Hannes Schreiber · Gestaltung: Herbert Prüget · Herstellung: Kurt Scharf · Redaktion: Berlin W 8, Glinkastraße 13/15, Tel. 22 55 51 · Verlag: „Das Neue Berlin", Berlin W 8, Taubenstraße 1/2, Tel. 22 55 51 · Druck: (III/9/1) „Sächsische Zeitung", Dresden · Lizenz-Nr. 5274 Ministerium für Kultur, Hauptverwaltung Verlagswesen · Erscheint monatlich · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28—31, und alle DEWAG-Filialen in den Bezirkshauptstädten der Deutschen Demokratischen Republik.

Titel: Werner Klemke; Fotos: Germin (1) S. 3; Vetter (1) S. 4; Sansone (2) S. 5, 11; Archiv (3) S. 13, 30, 38; Unifrance (1) S 17; entnommen „U. S. Camera" (1) S. 25; Arno Fischer (7) S. 27, 28, 29; Miedaner (2) S. 34, 35; Marco (1) S. 36; Einhorn (1) S. 37; Rodker (8) S. 45, 46, 47, 48, 49; Reuel (1) S. 50; Heynemann (4) S. 50, 51, 52; Friedrichstadt-Palast-Berlin / Weitzer (2) S. 51, 52; Leher (1) S. 52; Noth (1) S. 54; Hajek (4) S. 58, 59; DMI-Sitte (1) S. 60; entnommen „L'Officiel" (1) S. 61; Salgo (1) S. 61; Peterka (1) S. 63; Zentrales Haus der DSF (1) S. 65; Buschmann (1) S. 78. Das Foto auf Seite 11 zeigt die italienische Filmschauspielerin Giovanna Ralli.

gedruckte Gedicht zu protestieren. Dieser „Gesang junger Frauen" ist ein Kompositum derart schwulzotiger Ausdrücke, daß es einem geradezu ins Gesicht springt.
Solche Produkte wären allenfalls akzeptabel, wenn es sich um Schöpfungen wie Boccaccios Dekameron mit landsknechtigen, der damaligen Zeit rauhbeinig entsprechenden Ausdrücken handelt. Dem mitteleuropäischen, wenn nicht präzise dem deutschen Naturell ist solch saccharinsüßes Zeug unbekömmlich. — Übrigens: Ich bin keine alte pikrige Jungfer mit Zuständen, sondern 30 Jahre alt und sehr moderner Lebensauffassung.

Alles in Butter

Helga Kröger, Brandenburg/H.:
Am besten gefiel mir in Heft 9/60 „Kritik und Selbstkritik" von Peter Purzel. Auch die Liebes- und Kriminalerzählungen lese ich gern. Der Bericht über Heinz Quermann und Querfrau war interessant. Es wäre sehr schön, wenn Du weiter in dieser Art über Schauspielerpaare schriebest. Meinem Mann gefällst Du auch gut, aber besonders das Aktfoto, das wird zuerst gesucht.

E. Hollmich, Leipzig:
Die Quermanns, die Wahre Begebenheit,
ein Rätsel für den Zeitvertreib,
die Umfrage, stets aktuell,
das (N)akte sei auch stets zur Stell,
Gabrielchen, Sandberg und Reisebericht,
auf all so etwas, da freu ich mich.

Abgestempelt

Wolfgang T., Petzow:
Für die Schönheit Schmerz zu leiden,
adelt jeden echten Mann:
Les' das „Magazin" beim — Zahnarzt,
weil ich's sonst nicht kriegen kann.

Aber ach! Welch ein Betrüben!
Bleichen Zorns verging ich bald:
Grad auf das, was wir so lieben,
war ein Stempel drauf-geknallt...
Sicher lieh Erfahrung trübe
diesem Stempel sein Gewicht,
aber ist das Nächstenliebe?
Stempeln schützt vor Diebstahl nicht!

Bösen Menschen zu empfehlen,
nicht zu stempeln, nicht zu stehlen
sei das Bild der Leserwelt
leise mahnend vorgestellt.

— Ohne Forderung von Spesen
zeichn' ich als Anonymus,
weil, das „Magazin" zu lesen,
ich zum selben Zahnarzt muß...

Vignetten: Herbert Prüget

Iwan Katajew

Die spanische Wand

Eine heitere Erzählung aus den ersten Jahren der Sowjetmacht

Illustrationen: Werner Klemke

Winterliches Moskau, stilles winterliches Moskau! Geschützdonner war an die Stelle des geschäftigen Straßenlärms getreten, eisiges Schneetreiben im weißen Lichtschein einer Straßenlaterne auf dem Twer-Boulevard, ein erster Blick auf die Zukunft, das Fundament unserer Familien, den morgendlichen Schrei eines Kindes ...

Es war im Zimmer für Mütter, letzte Tür rechts, auf dem Korridor des Internats. Zwölf Studentinnen — aus Tula, aus Georgien, aus Poltawa, aus Turkmenien — standen über geflochtene Bettchen gebeugt und gaben ihren Kindern die Brust oder kochten auf Spirituskochern Milch. Eine saß am Tisch und hatte sich mit zugehaltenen Ohren in die hochtrabend abstrakten Darlegungen Bogdanows vertieft. Hier, nahe dem Fenster, neben der siedend heißen Dampfheizung, schlief unter einer karierten Decke seine Agnes, Stepan Kulakows ein Jahr alte Tochter, und daneben, in der Ecke, saß, auf einer schmalen eisernen Bettstelle in sich zusammengekauert, seine Frau Arsik Wartanjan, Kandidatin der Partei, und blätterte in einem dicken Wälzer.

Er kam immer erst spät am Abend hierher, ein unverdrossener Vater, der kein Dach überm Kopf hatte. Er mußte schnell, sich nach allen Seiten umschauend, über den Korridor gehen, um nicht vom Heimleiter oder einer Reinemachefrau entdeckt zu werden. Die starre Schwerfälligkeit der Hausordnung verbot unnachsichtig, daß außenstehende Personen im Internat übernachteten. Aber sobald Stepan ohne anzuklopfen die Tür mit der Nummer 23 öffnete, wurde er vom vertrauten Schreien der Kleinen, von einer freundlichen häuslichen Atmosphäre empfangen. Er hängte seinen nach Kälte und Frontbahnhöfen riechenden Militärmantel an einen Fenstergriff, legte vor seiner Frau auf einer Schlafdecke ein Paket mit Äpfeln nieder, küßte ihre festen, dunkelroten Lippen und setzte sich auf den Bettrand. Leise miteinander flüsternd — über die Tagesereignisse, über Geldausgaben, über die ersten Schuhe für Agnes — saßen sie bis zu jenem Moment zusammen, da die fröhliche, rauhe Stimme Anna Dubynjas, einer Studentin des fünften Semesters, die schon am längsten in diesem Zimmer wohnte, verkündete, daß der gemeinschaftliche Teekessel zu sieden begonnen habe.

Alle setzten sich an den langen, schmucklosen Tisch, tranken Tee, der nach Blech schmeckte, und schauten mit halbem Auge in ihre aufgeschlagenen Lehrbücher. Kulakow war in dieser Runde der einzige Mann, der einzige unter zwölf Müttern, die verschiedenartige Gesichtszüge und unterschiedliche Hautfarbe hatten und dennoch für ihn, den Fremden in Militärbluse und Hosen viel Gemeinsames aufwiesen: alle trugen die gleichen, mit Druckknöpfen versehenen leichten Blusen — um besser die Brust geben zu können —, die entblößten rundlichen Arme, die Wärme und Zartheit reifer Weiblichkeit.

In den sechs Wochen, die er schon in diesem Zimmer übernachtete, hatten sie sich an ihn gewöhnt, sie scheuten sich nicht, in seiner Gegenwart ihre Kinder zu stillen oder sich über Durchfälle und Milchpumpen zu unterhalten. Stepan war zu einem Bestandteil ihres Alltags geworden, er hatte sich mit den Aufregungen der Mütter und mit dem streng vorgeschriebenen Ablauf eines Wintersemesters vertraut gemacht. Und dennoch wurde er unbewußt von allen beobachtet. Der Anblick seiner stark hervortretenden Backenknochen und seiner breiten Schultern, seine tiefe, etwas grob klingende Stimme lenkten auf unergründliche Weise die Gedanken jeder einzelnen auf das wichtigste in ihrem Leben,

zu jenem Wesen, von dem sie sich erst vor kurzem hatte trennen müssen, für das sie ihr Kindchen fütterte, trockenlegte, schaukelte und für das sie ihr anstrengendes Leben führte.

Anna Dubynja schlürfte ihren Tee aus der Untertasse, sah verstohlen auf Stepan und fragte die Osetin Sana Bagojewa:

„Wird deiner nun bald kommen, Sanka?"

„Er kommt Ende Januar zum Kongreß." Und die Bagojewa, eine stille Frau mit rötlichem, ein wenig pockennarbigem Gesicht, fügt verschämt hinzu: „Noch sechsundzwanzig Tage."

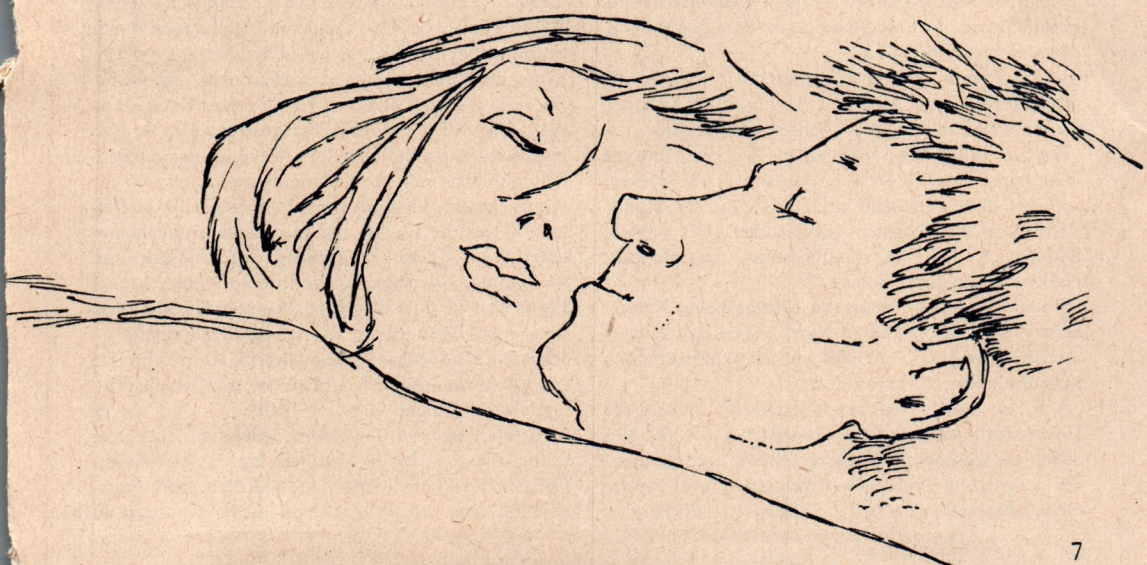
Mit offenen Augen träumend, sah Sana ihren kräftigen, rothaarigen Burschen wie er leibt und lebt vor sich, sah, wie er sie in ein Zimmer des Hauses der Sowjets führt, die Tür hinter sich verschließt und ihr mit seinen fröhlichen, leidenschaftlichen Augen tief in die Seele blickt.

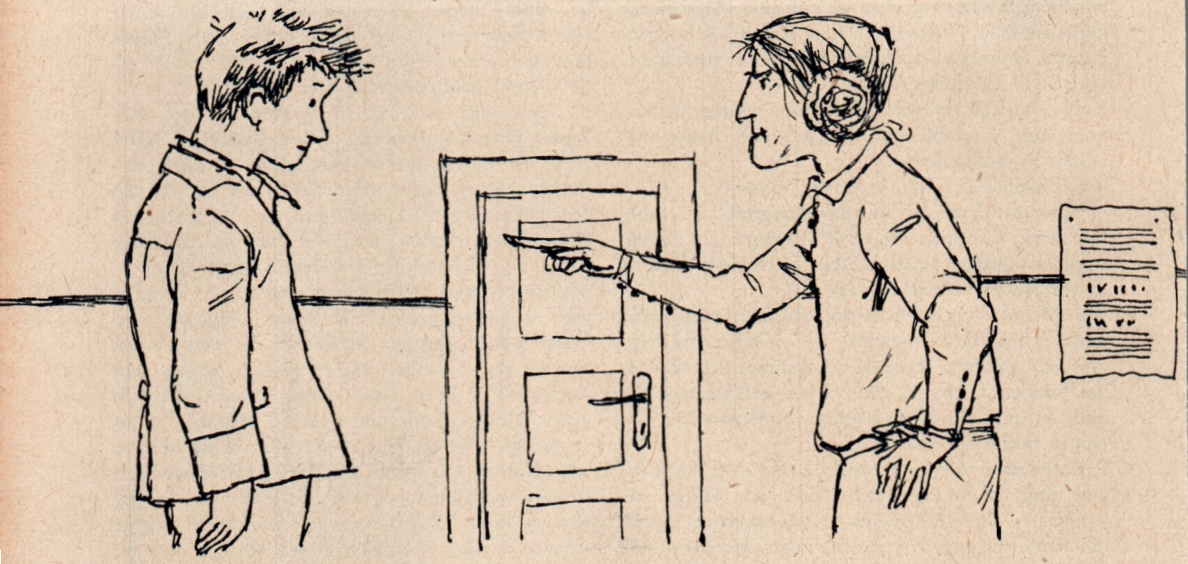
Fast alle diese Mädchen wußten, daß ihre Liebsten weit weg waren, irgendwo hinter den Bergen, in entlegenen Gouvernements. Noch schienen ihnen die Entfernungen grenzenlos, noch war alles ungewiß, in dichten Nebel gehüllt, wie am Morgen nach einem Gewitter. Erst allmählich vereinte das Land alle seine Teile wieder miteinander, knüpfte von neuem das uralte Band. Aber die einem Wunder gleichende Annäherung von Stämmen, die früher einander fremd gewesen waren, hatte sich im Sturm vollzogen und gab schon ihren ersten Schrei aus den geflochtenen Kinderbettchen von sich, in denen eine Generation mit wildem Blut und einem unvorstellbaren Schicksal lag. Die Tulaerin wartete auf Nachricht von einem Juden aus dem fernen Osten, und die Tatarin schrieb einen Brief an einen lettischen Schützen. Und wie schon sein Vater und Großvater, Angehörige einer Sekte aus dem Wolgagebiet, zu ihren dicken Weibern gesprochen hatten, so sagte Stepan Kulakow gähnend zu seiner schwarzhaarigen, von der Sonne von Alages braungebrannten Frau:

„Na, Arsik, wollen wir schlafen gehen . . .?"

Sie legten sich zu zweit in ihr schmales Bett und halfen einander liebevoll beim Zudecken. Bald lagen alle im Zimmer in unschuldige Träume versunken, die so verschieden waren wie die Farben der heimatlichen Tracht und des heimatlichen Himmels einer jeden von ihnen. Nur die Säuglinge hatten alle gleichartige Träume, in denen sie einen milchig-breiigen Nebel sahen, der hin und wieder von furchterregenden schwarzen Punkten zerrissen wurde, die den Schimmer des erst kurzen Daseins dieser jungen Wesen in sich trugen. Abwechselnd wurden sie munter, räkelten sich in ihren Windelkokons und weinten kläglich. Selbst im Schlaf erkannte jede dieser Mütter die Stimme ihres Kindes. Dann stand sie auf, ging schwankend zu ihm, schaukelte es und flüsterte ihm in der Sprache ihrer Heimat etwas zu. Und keine einzige schaute jemals auf das Bett in der Ecke, in dem auf einem grauen Kopfkissen, friedlich aneinandergeschmiegt, zwei Köpfe lagen. Jede hatte genügend mit sich selber zu tun, mit den Wünschen von gestern und den Sorgen von morgen, die einfach und selbstverständlich waren wie das tägliche Brot. In den Straßen der Hauptstadt verloschen die Laternen, die Gasthäuser entließen ihre letzten Gäste, und Straßenmädchen fuhren in Pferdedroschken durch die Strastnaja-Straße und führten mit ihren Kavalieren eine träge Unterhaltung über Nikolai Kurbow und den „Mond von rechts".

Stepan stand als erster auf und ging ins Frühstückszimmer. Dann brachten die Studentinnen ihre Kleinen in die Kinderkrippe und eilten in die Vorlesungen. Leer und verlassen blieb das Zimmer





zurück, mit offenstehenden Fenstern, durch welche die Moskauer Morgenluft hereinströmte, und ab und zu kamen auch ein paar trockene Schneeflocken hereingeflogen.

Nach etwa sechs Wochen bekam die Verwaltung des Wohnheimes Wind davon, daß Stepan im Internat übernachtete. Er wurde zum Heimleiter bestellt. Der Heimleiter war zu Stepans Erstaunen eine Frau. Sie war groß, hatte ein längliches, vergrämtes Gesicht und volles, in Schnecken geflochtenes Haar. Sie stand, die Hände auf den Rücken gelegt, hinter ihrem Tisch, maß die kräftige Gestalt Kulakows mit einem Blick und fragte ruhig:

„Kennen Sie die Regeln der Heimordnung?"

„Ja", nickte Stepan zaghaft.

„Sie wissen also, daß es fremden Personen streng verboten ist, im Studentenheim zu übernachten. Mit welchem Recht ..."

„Ich bin kein Fremder", unterbrach Stepan sie schüchtern. „Ich gehe zur Genossin Wartanjan, meiner Frau, und meine Tochter ist auch hier ..."

„Das ist vollkommen gleichgültig", schnitt ihm die Heimleiterin das Wort ab. „Sie sind kein Student, sondern ganz allgemein ein Mann von der Straße. Wenn Sie im Zimmer der Kinder übernachten, können Sie allerlei Krankheiten einschleppen. Haben Sie die Güte, sofort ..."

„Warum schleppen denn die Mütter keine Krankheiten ein, der Vater jedoch unbedingt?" warf Stepan schlagfertig ein und war entschlossen, sich bis zum letzten zu verteidigen.

„Ach, Sie wollen sich noch streiten?" brauste die Heimleiterin auf, und ihr Gesicht lief rot an, wodurch sie wesentlich jünger erschien. „Ich glaubte, Sie würden es von selbst verstehen und wollte nicht darüber sprechen ... Das ist doch eine himmelschreiende Ungehörigkeit! Sie schlafen als Mann in einem Zimmer mit zwölf Frauen! ... Ich habe sogar erfahren", sie wandte sich zur Seite, „daß Sie mit Ihrer Frau in einem Bett schlafen ... Im gleichen Zimmer sind Studentinnen, Mütter ... Das ist nichts anderes als eine sexuelle Ausschweifung. In dem mir anvertrauten Wohnheim werde ich so etwas nicht zulassen. Niemals."

„Was heißt denn hier Ausschweifung?" empörte sich Stepan. „Es kommt nichts dergleichen vor ... Und die Studentinnen haben auch nichts dagegen, daß ich vorläufig ... Wir haben sie gefragt."

„Das ist nicht Sache der Studentinnen. Ich bin für die Ordnung im Heim verantwortlich. Und ich verlange, daß Sie noch heute ausziehen."

„Nur, wissen Sie, ich kann nirgends hinziehen. Die ganze Kalamität besteht darin, daß ich keinen Wohnraum habe. Und dann muß ich ja auch meine Frau und meine Tochter mal sehen."

„Aus den Vorschriften der Heimordnung wissen Sie sehr gut, daß Sie Ihre Familie donnerstags von sechs bis halb neun besuchen dürfen. Das ist also eine faule Ausrede. Und Ihre Wohnungsangelegenheiten gehen mich absolut nichts an."

Stepan kratzte sich am Kopf, sah auf seine Stiefelspitzen, an die Decke und blickte dann die Heimleiterin an. Diese stand hinter ihrem Tisch und wartete darauf, daß er ging. Ihre aufrechte, hagere Figur hob sich als bläulich-schwarzer Schatten von der weißen Wandfläche ab. Er sagte freundlich:

„Wissen Sie, Genossin Heimleiterin, ich möchte Sie um folgendes bitten. Erlauben Sie mir wenigstens, noch eine Woche hier zu bleiben." Und da er fürchtete, sie würde sofort ablehnen, fügte er schnell hinzu: „Ich bin nämlich ein demobilisierter Offizier der Roten Armee, und auf dem Wohnungsamt hat man mir versprochen, mich vorrangig zu

berücksichtigen. Es ist schon so ein Zimmerchen in Aussicht. Aber bis dahin weiß ich einfach nicht, wo ich unterkommen soll. Ich könnte natürlich bei uns im Büro auf einem Tisch schlafen, aber das ist auch nicht gestattet... Lassen Sie mich nur noch eine Woche hier... Ich kann doch nicht auf der Straße bleiben..."

Die Heimleiterin schwieg und schaute auf das kahle, dunkle Fenster, durch das in schwachem bläulichen Schein ein verschneiter Garten zu sehen war. Sie trommelte mit ihrem Bleistift auf den Tisch. Dann drehte sie sich langsam um.

„Gut", sagte sie trocken. „Aus Achtung vor Ihrem Offiziersrang in der Roten Armee erlaube ich Ihnen, noch eine Woche im Zimmer dreiundzwanzig zu übernachten. Sie geben mir das Versprechen, daß Sie in genau einer Woche, also am Sonnabend, dem zehnten Januar, ausziehen werden. Widrigenfalls werde ich ohne nochmalige Warnung die Miliz benachrichtigen. Ebenso werde ich mit dem Rektor die Frage des weiteren Verbleibens der Genossin Wartanjan im Wohnheim erörtern."

„Warten Sie", hielt sie den hocherfreut nickenden Kulakow zurück, der gerade ansetzen wollte, sein Versprechen abzugeben. „Noch eine Bedingung. Sie müssen gleich morgen irgendeine spanische Wand auftreiben."

„Eine spanische Wand?" fragte Stepan verwundert. „Wozu denn das?"

„Das ist doch allerhand!" brauste die Heimleiterin wieder auf. „Soll ich Ihnen das nochmal erklären?... Sie müssen eine spanische Wand auftreiben und sie um das Bett Ihrer Frau stellen."

„Ach so, verstanden!" entgegnete Kulakow belustigt. „Zu Befehl, Genossin Heimleiterin! Die spanische Wand wird aufgestellt!" Er strahlte vor Freude, bedankte sich beim Hinausgehen und stürzte auf den Korridor.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Stepan hatte sich vorgenommen, die spanische Wand selbst zu bauen. Seine Hände brachten einfach alles zustande: Er konnte Tische und Koffer anfertigen, Stiefel besohlen und sogar Socken stricken.

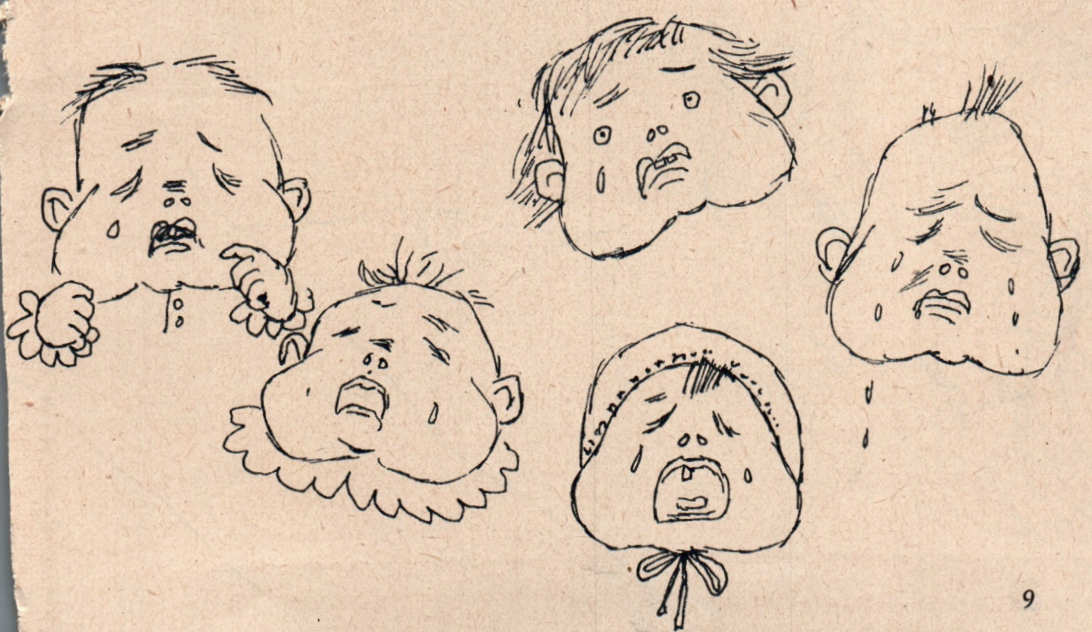
„Wenn man mir in Moskau nur ein Dach geben würde", sagte er träumerisch, „das übrige, Wände und Türen, würde ich schon selbst hinkriegen..."

Aber auch ein Dach hatte sich für ihn nicht finden lassen.

Am Morgen eilte er auf den Hof und hatte den ganzen Tag zu tun: er maß die Bretter ab, sägte und hobelte, und gegen Abend stellte er ein mit Scharnieren versehenes, zusammenklappbares Gerüst auf, das seinem Meister alle Ehre machte. Arsik überzog es mit grobgewebtem rosafarbenem Kattun, und dann stellten sie die spanische Wand um das Bett. Die Wand war sehr solide gebaut und schwer wie ein Scheunentor.

...In dieser Nacht konnte im Zimmer dreiundzwanzig niemand einschlafen. Elf Frauen spitzten bei jedem Geräusch, jedem Knistern, das hinter der spanischen Wand zu hören war, die Ohren. Sie stützten sich auf die Ellbogen, schauten in die Dunkelheit, legten sich wieder hin und seufzten. Auch die Ehegatten achteten auf jeden Laut, jedes Flüstern und hatten Angst, sich zu bewegen. Und die Säuglinge wurden, als ob sich die Erregung ihrer Mütter auf sie übertragen hätte, alle paar Minuten munter und weinten die ganze Nacht hindurch.

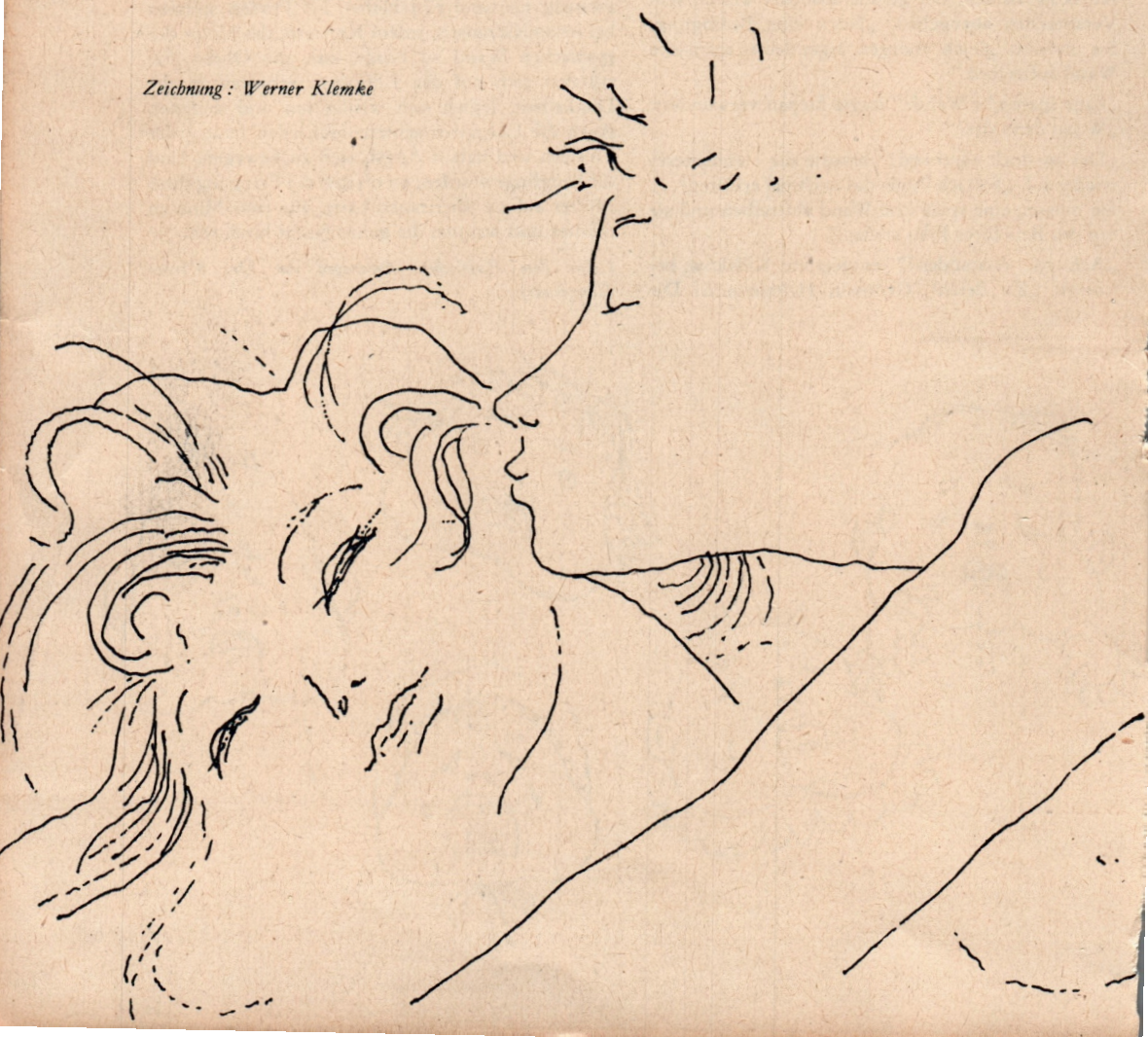
(Aus dem Russischen übertragen von Dr. Werner Günzerodt)



KLABUND • LIEBESLIED

Dein Mund, der schön geschweifte,
Dein Lächeln, das mich streifte,
Dein Blick, der mich umarmte,
Dein Schoß, der mich erwarmte,
Dein Arm, der mich umschlungen,
Dein Wort, das mich umsungen,
Dein Haar, darein ich tauchte,
Dein Atem, der mich hauchte,
Dein Herz, das wilde Fohlen,
Die Seele unverhohlen,
Die Füße, welche liefen,
Als meine Lippen riefen –:
Gehört wohl mir, ist alles meins,
Wüßt' nicht, was mir das Liebste wär',
Und gäb' nicht Höll' noch Himmel her:
Eines und alles, all und eins.

Zeichnung: Werner Klemke



ANNA SEGHERS

Das Obdach

Illustrationen: Hans Baltzer

An einem Morgen im September 1940, als auf dem Place de la Concorde in Paris die größte Hakenkreuzfahne der deutsch besetzten Länder wehte und die Schlangen vor den Läden so lang wie die Straßen selbst waren, erfuhr eine gewisse Luise Meunier, Frau eines Drehers, Mutter von drei Kindern, daß man in einem Geschäft im XIV. Arrondissement Eier kaufen könnte.

Sie machte sich rasch auf, stand eine Stunde Schlange, bekam fünf Eier, für jedes Familienmitglied eins. Dabei war ihr eingefallen, daß hier in derselben Straße eine Schulfreundin lebte, Annette Villard, Hotelangestellte. Sie traf die Villard auch an, jedoch in einem für diese ruhige, ordentliche Person befremdlich erregten Zustand.

Die Villard erzählte, Fenster und Waschbecken scheuernd, wobei ihr die Meunier manchen Handgriff tat, daß gestern mittag die Gestapo einen Mieter verhaftet habe, der sich im Hotel als Elsäßer eingetragen, jedoch, wie sich inzwischen herausgestellt hatte, aus einem deutschen Konzentrationslager vor einigen Jahren entflohen war. Der Mieter, erzählte die Villard, Scheiben reibend, sei in die Santé gebracht worden, von dort aus würde er bald nach Deutschland abtransportiert werden und wahrscheinlich an die Wand gestellt. Doch was ihr weit näher gehe als der Mieter, denn schließlich Mann sei Mann, Krieg sei Krieg, das sei der Sohn des Mieters. Der Deutsche habe nämlich ein Kind, einen Knaben von zwölf Jahren, der habe mit ihm das Zimmer geteilt, sei hier in die Schule gegangen, rede französisch wie sie selbst, die Mutter sei tot, die Verhältnisse seien undurchsichtig wie meistens bei den Fremden. Der Knabe habe, heimkommend von der Schule, die Verhaftung des Vaters stumm, ohne Tränen, zur Kenntnis genommen. Doch von dem Gestapooffizier aufgefordert, sein Zeug zusammenzupacken, damit er am nächsten Tag abgeholt werden könne und nach Deutschland zurückgebracht zu seinen Verwandten, da habe er plötzlich laut erwidert, er schmisse sich eher unter ein Auto, als daß er in diese Familie zurückkehre.

Anna Seghers begeht am 19. November ihren 60. Geburtstag. Man kennt die große deutsche Schriftstellerin und ihre Romane und Erzählungen in der ganzen Welt — in Vietnam und in Mexiko, in der Sowjetunion und in Japan. In Anerkennung ihrer literarischen Leistung und ihres unermüdlichen Wirkens in der Weltfriedensbewegung wurde ihr 1951 der Lenin-Friedenspreis verliehen.

Sie, die aus bürgerlichem Hause kommt, fand früh den Weg zur Arbeiterklasse. Ihr widmete sie von Anfang an ihr großes schriftstellerisches Können. Für ihr erstes Buch „Aufstand der Fischer von St. Barbara", das im Jahre 1928 erschien, erhielt sie im gleichen Jahr den Kleist-Preis. 1951 wurde ihr von unserer Regierung für ihr Gesamtwerk, zu dem man an erster Stelle die Romane „Das siebte Kreuz" und „Die Toten bleiben jung" rechnet, der Nationalpreis I. Klasse verliehen, mit dem sie 1959 für ihren jüngsten Roman „Die Entscheidung" noch einmal geehrt wurde.

Die Erzählung „Das Obdach" entstand im Jahre 1941, nachdem Anna Seghers den Hitlerfaschisten aus Frankreich nach Mexiko entronnen war.

Der Gestapooffizier habe ihm scharf erwidert, es drehe sich nicht darum, zurück oder nicht zurück, sondern zu den Verwandten zurück oder in die Korrektionsanstalt. — Der Knabe habe Vertrauen zu ihr, Annette, er habe sie in der Nacht um Hilfe gebeten, sie habe ihn auch frühmorgens weg in ein kleines Café gebracht, dessen Wirt ihr Freund sei. Da sitze er nun und warte. Sie habe geglaubt, es sei leicht, den Knaben unterzubringen, doch bisher habe sie immer nur nein gehört, die Furcht sei zu groß. Die eigene Wirtin fürchte sich sehr vor den Deutschen und sei erbost über die Flucht des Knaben.

Die Meunier hatte sich alles schweigend angehört; erst als sie fertig war, sagte sie: „Ich möchte gern einmal einen solchen Knaben sehen." Worauf ihr die Villard das Café nannte und noch hinzufügte: „Du fürchtest dich doch nicht etwa, dem Jungen Wäsche zu bringen?"

Der Wirt des Cafés, bei dem sie sich durch einen Zettel der Villard auswies, führte sie in sein morgens geschlossenes Billardzimmer. Da saß der Knabe und sah in den Hof. Der Knabe war so groß wie ihr ältester Sohn, er war auch ähnlich gekleidet, seine Augen waren grau, in seinen Zügen war nichts Besonderes, was ihn als den Sohn eines Fremden stempelte. Die Meunier erklärte, sie brächte ihm Wäsche. Er dankte nicht, er sah ihr nur plötzlich scharf ins Gesicht. Die Meunier war bisher eine Mutter gewesen wie alle Mütter: Schlangestehen, aus nichts etwas, aus etwas viel machen, Heimarbeit zu der Hausarbeit übernehmen, das alles war selbstverständlich. Jetzt, unter dem Blick des Jungen, wuchs mit gewaltigem Maß das Selbstverständliche, und mit dem Maß ihre Kraft. Sie sagte: „Sei heute abend um sieben im Café Biard an den Hallen."

Sie machte sich eilig heim. Um weniges ansehnlich auf den Tisch zu bringen, braucht es lange Küche. Ihr Mann war schon da. Er hatte ein Kriegsjahr in der Maginotlinie gelegen, er war seit drei Wochen demobilisiert, vor einer Woche hatte sein Betrieb wieder aufgemacht, er war auf Halbtagsarbeit gesetzt, er verbrachte den größten Teil der Freizeit in der Wirtschaft, dann kam er wütend über sich selbst heim, weil er von den wenigen Sous noch welche in der Wirtschaft gelassen hatte. Die Frau, zu bewegt, um auf seine Miene zu achten, begann zugleich mit dem Eierschlagen ihren Bericht, der bei dem Mann vorbauen sollte. Doch wie sie auf dem Punkt angelangt war, der fremde Knabe sei aus dem Hotel gelaufen, er suche in Paris Schutz vor den Deutschen, unterbrach er sie folgendermaßen: „Deine Freundin Annette hat wirklich sehr dumm getan, einen solchen Unsinn zu unterstützen. Ich hätte an ihrer Stelle den Jungen eingesperrt. Der Deutsche soll selbst sehen, wie er mit seinen Landsleuten fertig wird... Er hat selbst nicht für sein Kind gesorgt. Der Offizier hat also auch recht, wenn er das Kind nach Haus schickt. Der Hitler hat nun einmal die Welt besetzt, da nützen keine Phrasen was dagegen." Worauf die Frau schlau genug war, rasch etwas anderes zu erzählen. In ihrem Herzen sah sie zum erstenmal klar, was aus dem Mann geworden war, der früher bei jedem Streik, bei jeder Demonstration mitgemacht hatte und sich am 14. Juli stets so betragen, als wollte er ganz allein die Bastille noch einmal stürmen. Er glich aber jenem Riesen Christophorus in dem Märchen — ihm gleichen viele —, der immer zu dem übergeht, der ihm am stärksten scheint und sich als stärker erweist als sein jeweiliger Herr, so daß er zuletzt beim Teufel endet. Doch weder in der Natur der Frau noch in ihrem ausgefüllten Tag war Raum zum Trauern. Der Mann war nun einmal ihr Mann, sie war nun einmal die Frau, da war nun einmal der fremde Junge, der jetzt auf sie wartete. Sie lief daher abends in das Café bei den Hallen und sagte zu dem Kind: „Ich kann dich erst morgen zu mir nehmen." Der Knabe sah sie wieder scharf an, er sagte: „Sie brauchen mich nicht zu nehmen, wenn Sie Angst haben." Die Frau erwiderte trocken, es handle sich nur darum, einen Tag zu warten. Sie bat die Wirtin, das Kind eine Nacht zu behalten, es sei mit ihr verwandt. An dieser

Bitte war nichts Besonderes, da Paris von Flüchtlingen wimmelte.

Am nächsten Tag erklärte sie ihrem Mann: „Ich habe meine Kusine Alice getroffen, ihr Mann ist in Pithiviers im Gefangenenlazarett, sie will ihn ein paar Tage besuchen. Sie hat mich gebeten, ihr Kind solange aufzunehmen." Der Mann, der Fremde in seinen vier Wänden nicht leiden konnte, erwiderte: „Daß ja kein Dauerzustand daraus wird." Sie richtete also für den Knaben eine Matratze. Sie hatte ihn unterwegs gefragt: „Warum willst du eigentlich nicht zurück?" Er hatte geantwortet: „Sie können mich immer noch hierlassen, wenn Sie Angst haben. Zu meinen Verwandten werde ich doch nicht gehen. Meine Mutter und mein Vater wurden beide von Hitler verhaftet. Sie schrieben und druckten und verteilten Flugblätter. Meine Mutter starb. Sie sehen, mir fehlt ein Vorderzahn. Den hat man mir dort in der Schule ausgeschlagen, weil ich ihr Lied nicht mitsingen wollte. Auch meine Verwandten waren Nazis. Die quälten mich am meisten. Die beschimpften Vater und Mutter." Die Frau hatte ihn nur darauf gebeten zu schweigen, dem Mann gegenüber, den Kindern, den Nachbarn.

Die Kinder konnten den fremden Knaben weder gut noch schlecht leiden. Er hielt sich abseits und lachte nicht. Der Mann konnte den Knaben sofort nicht leiden; er sagte, der Blick des Knaben mißfalle ihm. Er schalt seine Frau, die von der eigenen Ration dem Knaben abgab, er schalt auch die Kusine, es sei eine Zumutung, anderen Kinder aufzuladen. Und solche Klagen pflegten bei ihm in Belehrungen überzugehen, der Krieg sei nun einmal verloren, die Deutschen hätten nun einmal das Land besetzt, die hätten aber Disziplin, die verstünden sich auf Ordnung. Als einmal der Junge die Milchkanne umstieß, sprang er los und schlug ihn. Die Frau wollte später den Jungen trösten, der aber sagte: „Noch besser hier als dort."

„Ich möchte", sagte der Mann, „einmal wieder ein richtiges Stück Käse zum Nachtisch haben." Am Abend kam er ganz aufgeregt heim. „Stell dir vor, was ich gesehn habe. Ein riesiges deutsches Lastauto, ganz voll mit Käse. Die kaufen, was sie Lust haben. Die drucken Millionen und geben sie aus."

Nach zwei, drei Wochen begab sich die Meunier zu ihrer Freundin Annette. Die war über den Besuch nicht erfreut, bedeutete ihr, sich in diesem Stadtviertel nicht mehr blicken zu lassen, die Gestapo hätte geflucht, gedroht. Sie hätte sogar herausbekommen, in welchem Café der Knabe gewartet habe, auch daß ihn dort eine Frau besuchte, daß beide den Ort zu verschiedenen Zeiten verließen. — Auf ihrem Heimweg bedachte die Meunier noch einmal die Gefahr, in die sie sich und die Ihren brachte. Wie lange sie auch erwog, was sie ohne Erwägen in einem raschen Gefühl getan hatte, der Heimweg selbst bestätigte ihren Entschluß: die Schlangen vor den offenen Geschäften, die Läden

vor den geschlossenen, das Hupen der deutschen Autos, die über die Boulevards sausten, und über den Toren die Hakenkreuze. So, daß sie bei ihrem Eintritt in ihre Küche dem fremden Knaben in einem zweiten Willkomm übers Haar strich.

Der Mann aber fuhr sie an, sie hätte an diesem Kind einen Narren gefressen. Er selbst ließ seine Mürrischkeit, da die eigenen Kinder ihn dauerten — alle Hoffnungen hatten sich plötzlich in eine klägliche Aussicht verwandelt auf eine trübe, unfreie Zukunft —, an dem fremden aus. Da der Knabe zu vorsichtig war und zu schweigsam, um einen Anlaß zu geben, schlug er ihn ohne solchen, indem er behauptete, der Blick des Knaben sei frech. Er selbst war um sein letztes Vergnügen gebracht worden. Er hatte noch immer den größten Teil seiner freien Zeit in der Wirtschaft verbracht, was ihn etwas erleichtert hatte. Jetzt war einem Schmied am Ende der Gasse die Schmiede von den Deutschen beschlagnahmt worden.

Die Gasse, bisher recht still und hakenkreuzfrei, fing plötzlich von deutschen Monteuren zu wimmeln an. Es stauten sich deutsche Wagen, die repariert werden sollten, und Nazisoldaten besetzten die Wirtschaft und fühlten sich dort daheim. Der Mann der Meunier konnte den Anblick nicht ertragen. Oft fand ihn die Frau stumm vor dem Küchentisch. Sie fragte ihn einmal, als er fast eine Stunde reglos gesessen hatte, den Kopf auf den Armen, mit offenen Augen, woran er wohl eben gedacht habe. „An nichts und an alles. Und außerdem noch an etwas ganz Abgelegenes. Ich habe soeben, stell dir vor, an diesen Deutschen gedacht, von dem dir deine Freundin Annette erzählt hat, ich weiß nicht, ob du dich noch erinnerst, der Deutsche, der gegen Hitler war, der Deutsche, den die Deutschen verhafteten. Ich möchte wohl wissen, was aus ihm geworden ist. Aus ihm und seinem Sohn." Die Meunier erwiderte: „Ich habe kürzlich die Villard getroffen. Sie haben damals den Deutschen in die Santé gebracht. Er ist inzwischen vielleicht schon erschlagen worden. Das Kind ist verschwunden. Paris ist groß. Es wird sich ein Obdach gefunden haben."

Da niemand gern zwischen Nazisoldaten sein Glas austrank, zog man oft mit ein paar Flaschen in Meuniers Küche, was ihnen früher ungewohnt gewesen wäre und beinah zuwider. Die meisten waren Meuniers Arbeitskollegen aus demselben Betrieb, man sprach freiweg. Der Chef in dem Betrieb hatte sein Büro dem deutschen Kommissar eingeräumt. Der ging und kam nach Belieben. Die deutschen Sachverständigen prüften, wogen, nahmen ab. Man gab sich nicht einmal mehr Mühe, in den Büros der Verwaltung geheimzuhalten, für wen geschuftet wurde. Die Fertigteile aus dem zusammengeraubten Metall wurden nach dem Osten geschickt, um anderen Völkern die Gurgel abzudrehen. Das war das Ende vom Lied, verkürzte Arbeitszeit, verkürzter Arbeitslohn, Zwangstransporte. Die Meunier ließ ihre Läden herunter, man dämpfte die Stimmen. Der fremde Junge senkte die Augen, als fürchte er selbst, sein Blick sei so scharf, daß er sein Herz verraten könne. Er war so bleich, so hager geworden, daß ihn der Meunier mürrisch betrachtete und die Furcht äußerte, er möge von einer Krankheit befallen sein und die eigenen Kinder noch anstecken. Die Meunier hatte an sich selbst einen Brief geschrieben, in dem die Kusine bat, den Knaben noch zu behalten, ihr Mann sei schwerkrank, sie ziehe vor, sich für eine Weile in seiner Nähe einzumieten. — „Die macht sich's bequem mit ihrem Bengel", sagte der Mann. Die Meunier lobte eilig den Jungen, er sei sehr anstellig, er ginge schon jeden Morgen um vier Uhr in die Hallen, zum Beispiel hätte er heute dieses Stück Rindfleisch ohne Karten ergattert.

Auf dem gleichen Hof mit den Meuniers wohnten zwei Schwestern, die waren immer recht übel gewesen, jetzt gingen sie gern in die Wirtschaft hinüber und hockten auf den Knien der deutschen Monteure. Der Polizist sah sich's an, dann nahm er die beiden Schwestern mit aufs Revier, sie heulten und sträubten sich, er ließ sie in die Kontrolliste eintragen. Die ganze Gasse freute sich sehr darüber, doch leider wurden die Schwestern jetzt noch viel übler, die deutschen Monteure gingen bei ihnen jetzt aus und ein, sie machten den Hof zu dem ihren, man hörte den Lärm in Meuniers Küche. Dem Meunier und seinen Gästen war es längst nicht mehr zum Lachen, der Meunier lobte jetzt nicht mehr die deutsche Ordnung, mit feiner, gewissenhafter, gründlicher Ordnung war ihm das Leben zerstört worden, im Betrieb und daheim, seine kleinen und großen Freuden, sein Wohlstand, seine Ehre, seine Ruhe, seine Nahrung, seine Luft.

Eines Tages fand sich der Meunier allein mit seiner Frau. Nach langem Schweigen brach es aus ihm heraus, er rief: „Sie haben die Macht, was willst du! Wie stark ist dieser Teufel! Wenn es nur auf der Welt einen gäbe, der stärker wäre als er! Wir aber, wir sind ohnmächtig. Wir machen den Mund auf, und sie schlagen uns tot. Aber der Deutsche, von dem dir einmal deine Annette erzählt hat, du hast ihn vielleicht vergessen, ich nicht. Er hat immerhin was riskiert. Und sein Sohn, alle Achtung! Deine Kusine mag sich selbst aus dem Dreck helfen mit ihrem Bengel. Das macht mich nicht warm. Den Sohn dieses Deutschen, den würde ich aufnehmen, der könnte mich warm machen. Ich würde ihn höher halten als meine eigenen Söhne, ich würde ihn besser füttern. Einen solchen Knaben bei sich zu beherbergen, und diese Banditen gehen aus und ein und ahnen nicht, was ich wage und was ich für einer bin und wen ich versteckt habe! Ich würde mit offenen Armen einen solchen Jungen aufnehmen."

Die Frau drehte sich weg und sagte: „Du hast ihn bereits aufgenommen."

Ich habe diese Geschichte erzählen hören in meinem Hotel im XVI. Arrondissement von jener Anette, die dort ihren Dienst genommen hatte, weil es ihr auf der alten Stelle nicht mehr geheuer war.

ALBERTO MORAVIA

Irene hat immer Glück

Illustrationen: Bernhard Nast

Wenn man in Rom sagt, daß ein Mädchen anrüchig ist, so meint man damit, es sei wie ein Stück Fleisch, das nicht mehr ganz einwandfrei ist und schon einen kleinen Stich hat. Anrüchig heißt also mit anderen Worten: Auf den eigenen Vorteil bedacht und wegen dieses Eigennutzes bereit sein, alle Skrupel über Bord zu werfen. Wer hätte je für möglich gehalten, daß zum Beispiel die Blumenverkäuferin Irene, die den ganzen Tag mit den Rosen und Lilien ihres kleinen Ladens unweit der Monti Parioli zu tun hatte, anrüchig war? Dennoch ist es so, und ich kann es auch beweisen. Und ich sage das auch nur, um zu zeigen, daß der Schein trügt und daß viele kokette und alberne, über und über angetuschte Mädchen oft sehr seriös sind. Könnte man dagegen bei anderen, die sich nicht anmalen, die nicht kokettieren und die mit sittsam niedergeschlagenen Augen daherwandeln, als gingen sie zur Messe, hinter die Fassade gucken — o weh, was würde man da nicht alles entdecken.

Die Via Archimede, die sich rund um die Monti Parioli schlängelt, ist für jedes Mädchen eine arge Versuchung. Denn in der Via Archimede herrscht eine ganz eigene Atmosphäre, und die Frauen wittern sie schon von weitem; sie strömen nämlich aus allen Teilen Roms dorthin. Die Frauen sind jedoch wie die Chamäleons, die sich stets der Farbe ihrer Umgebung anpassen. Und wenn sie erst einmal ihr Zimmerchen — um nicht zu sagen ihre Absteige — in der Via Archimede haben, wenn sie dort leben und ihren Geschäften nachgehen, dann sehen sie tagsüber ganz anders aus als bei Nacht. Selbst die eingefleischtesten Bewohnerinnen von Trastevere sind nicht mehr wiederzuerkennen, man könnte sie schlankweg für Ausländerinnen halten. Das liegt daran, daß die Via Archimede eine Straße der Amerikaner ist, die dort amerikanische Wohnungen, amerikanische Bars, amerikanische Hotels und amerikanische Geschäfte haben. Mit einem Wort, alles ist dort amerikanisch — von den Ladeninschriften in amerikanischer Sprache bis zum Geruch ihrer Zigaretten und dem Duft aus ihren Küchen, von den sperrigen Straßenkreuzern bis zu den blonden, als Indianer verkleideten Kindern, die auf den Gehsteigen umhertollen. In der Via Archimede kann es sogar geschehen, daß der Milchmann beim Abladen seiner Milchkästen „okay" statt „in Ordnung" sagt. Und selbst der Barkellner fragt, noch bevor man den Mund geöffnet hat: „Koffi?", was nichts anderes heißen soll als Kaffee.

Um so mehr schätzte ich, daß Irene in dieser Straße, in der alle — sogar die Hunde und Katzen — amerikanische Allüren annehmen, sich selbst treu geblieben war. Sie war dunkelhäutig und trug das Haar nach Jungenart, aber schlecht geschnitten, etwa so wie ein anständiges Mädchen, das gern die Mode mitmachen möchte, aber sich nicht darauf versteht. Ihr blasses Gesicht war ungepudert, die schönen rosa Lippen waren ungeschminkt, die schwarzen Augen nicht nachgezogen, und die Nägel ihrer langen, weißen Finger, die so gut die Blumen zu ordnen wußten, wiesen keine Spur von Lack auf. Kurz, Irene setzte ihre Ehre darein, das zu bleiben, was sie war — ein einfaches, natürliches römisches Mädchen. Und nicht nur das! Denn wenn ich es mir jetzt so recht überlege, waren wir gerade über das Leben und Treiben in der Via Archimede zum erstenmal gleicher Meinung. Ich selbst bin ebenfalls Verkäufer in einem Taschen- und Lederwarengeschäft in der Piazza Euclide. An einem Apriltag trat ich bei Irene ein, um einen Strauß Blumen zu erstehen, die mein Chef in einer Vase auf den Ladentisch stellen wollte. Während ich mit Irene über dieses und jenes

plauderte, fragte ich sie, wie sie über die vielen Amerikaner dächte. Irene zuckte die Schultern. „Die Amerikaner? Die höre und sehe ich nicht. Ich verkaufe meine Blumen, komme am Morgen hierher und gehe abends wieder fort. Wenn sie auf englisch anbändeln wollen, sage ich, daß ich nicht verstehe. Versuchen sie es auf italienisch, dann tue ich, als begreife ich das ebensowenig." Mit diesen Worten fing gewissermaßen unser Verhältnis an.

Einige Monate vergingen, und wir verlobten uns. Das heißt, als Irene mir nach einigen gemeinsamen Spaziergängen über die Wiesen der Acqua Acetosa und nach einigen abendlichen Kinobesuchen bedeutete, daß sie mich ihren Eltern vorstellen wollte, sah ich das als einen Beweis dafür an, daß sie mich nunmehr als ihren Verlobten betrachtete. Aber so seltsam es auch scheinen mag: gerade nach dem Besuch bei Irene begann ich meine Meinung über sie zu ändern. Ich begriff, daß von einer Verlobung durchaus nicht die Rede sein konnte.

Irene wohnte in einer jener finsteren und schäbigen Mietskasernen in der Gegend des Bahnhofes. Ich erinnere mich, daß ich fast im Dunkeln eine Unzahl unfreundlicher und übelriechender Treppenabsätze hinaufgehastet war. Und als Irene, elegant, sauber und adrett, mir öffnete, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren: Schau einer an, wie hübsch sie angezogen ist ... in einem solchen Haus! Dieser Gegensatz verstärkte sich noch, als ich eintrat. Die Wohnung war alt und lichtlos, kahl und schmutzig. Irene führte mich in den Salon, und einen Moment lang fand ich mich nicht zurecht. Denn das Zimmer war leer, unmöbliert, und von den Wänden hing die Tapete in Fetzen herab. Dann entdeckte ich hinter einem bogenförmigen Durchlaß zwei zerschlissene Sessel und einen Diwan, deren Rücken- und Armlehnen vom Gebrauch geschwärzt waren. Ich sah, daß auf der einen Seite Irenes Mutter und auf der anderen ihr Vater saß. Das Radio spielte, und der Vater — ein alter Mann, der früher einmal dick gewesen sein mußte, jetzt aber wie ein leerer Sack wirkte, und dessen Gesicht von der tödlichen Krankheit gezeichnet war — lauschte mit geschlossenen Augen einem aufdringlichen Musikstück. Vor ihm, auf einem Tischchen, gewahrte ich eine angeschlagene Tasse voller Zigarettenkippen. Die Mutter war jünger, und obwohl sie graues Haar hatte, überraschte sie durch eine gewisse Geschmeidigkeit des Körpers, durch ihre roten, frischen Wangen und durch ihren frechen Blick. Ich ließ mich behutsam auf die Kante eines Stuhls nieder. Mein Erstaunen über die Ärmlichkeit der Wohnung mußte mir wohl im Gesicht geschrieben stehen, denn die Mutter begann sogleich davon zu sprechen, daß sie ja so arm wären, und daß Irene nun als einzige der Familie noch verdiente. Man wisse ja, wie gering das Gehalt einer Verkäuferin sei. Der Vater sagte nichts, er hörte Radio. Irene und ihre Mutter redeten in seinem Beisein über ihn, als wäre er überhaupt nicht zugegen. Sie erzählten mir, daß er Gemeindeangestellter gewesen wäre und jetzt von seiner Rente lebte. Sie sagten auch, daß er den lieben langen Tag nichts anderes täte, als Radio hören. Nur in den heißen Stunden, von zwei bis vier Uhr, ginge er in den Straßen rund um den Bahnhof spazieren. Sie sagten sogar, daß er kindisch wäre. Jawohl, so sagten sie und nicht anders: „Jetzt kapiert er gar nichts mehr, er ist kindisch." Er schien mir indessen nicht ganz so kindisch zu sein, denn bei diesen Worten zuckte er zusammen und bemerkte: „Wer sagt euch denn, daß ich mich nicht nur kindisch stelle?" Irene lächelte mir zu, als wollte sie sich entschuldigen. Da konnte ich nicht umhin, sie so anzuschauen, als sähe ich sie zum erstenmal.

Sie saß mir auf einem hohen Stuhl gegenüber, die Beine übereinandergeschlagen, und so konnte ich sie von den Füßen bis zum Kopf eingehend mustern. Sie trug ein schönes Paar teurer, hochhackiger Schuhe und Nylon-Strümpfe. Die Jacke ihres zweiteiligen Kostüms aus grauem Stoff, allem Anschein nach englischer Herkunft, stand offen, und ihr üppiger Busen drängte die Spitzen einer hübschen weißen Bluse nach vorn. Fast unbewußt platzte ich heraus: „Du bist ja so elegant heute abend." Irene sagte kein Wort, aber die Mutter erwiderte an ihrer Stelle ganz unbefangen: „Hübsch, nicht wahr? Das Kostüm hat ihr eine Dame aus der Via Archimede geschenkt, der sie immer Blumen ins Haus brachte. Als die Dame auszog, wollte sie ihr eine Freude bereiten." Verblüfft starrte ich Irene in die Augen; sie waren aufrichtig, treuherzig, unschuldig. Da wurde ich schwankend; ich senkte den Blick und gewahrte, daß sie am kleinen Finger einen schmalen Reif trug, der wie ein goldener Trauring wirkte. Als sie eine Handbewegung machte, erkannte ich, daß die Fassung mit dem Stein nach innen gerutscht war. Der Stein war blau, er glich einem Türkis. „Was ist das für ein Ring?" rief ich aus. „Den habe ich ja noch nie an dir gesehen!" Prompt antwortete die Mutter: „Sie werden nicht glauben, wieviel Glück Irene hat. Den Ring hat sie vor einigen Tagen auf dem Gehsteig gefunden, als sie ins Geschäft ging." An dieser Stelle schaltete sich der Vater ein, als wäre er gerade aus seinem Schlummer erwacht: „Solches Glück habe ich nie. Ich klappere Schritt für Schritt die Straßen rund um den Bahnhof ab, aber das einzige, was ich finde, sind diese Kippen." Wohlgemerkt! Die Leute waren so arm, daß der Vater Kippen sammelte, die er dann in die angeschlagene Tasse auf dem Tisch legte. Doch das Kostüm, die Schuhe, die Strümpfe, die Bluse sowie all das, was Irene sonst noch unsichtbar auf dem Leibe trug — von dem Ring ganz zu schweigen —, mochten gering gerechnet hunderttausend Lire wert sein. Die Mutter fuhr unbeirrt fort: „Das ist wie mit dem vierblättrigen Klee. Der eine findet ihn haufenweise, der andere dagegen überhaupt nichts ... Irene findet immer etwas ... Hat sie doch vor einigen Tagen auf einer Bank in der Kirche ein schönes buntes Seiden-

tuch gefunden! Sie wollte es schon zurückgeben, hat sich dann aber eines Besseren besonnen. Denn wer weiß, wie viele der Verlierer davon noch besitzt." Irene tat, als hätte sie die Mutter nicht gehört und sagte unwillig zu ihrem Vater: „Du willst uns wohl weismachen, daß du gezwungen bist, Kippen zu sammeln. Dabei ist das nur eine Untugend von dir, die man dir nicht abgewöhnen kann ... Du bekommst genug Zigaretten von mir." — „Ja, aber die amerikanischen Zigaretten kann ich nicht rauchen, die sind mir zu stark ... Die Stange, die du mir unlängst mitgebracht hast, liegt noch unangerührt da." Diese Antwort war Irene irgendwie unangenehm. Sie erhob sich abrupt, reckte die Brust, als wollte sie eine schwere Last abschütteln, und sagte: „Wir gehen jetzt ins Kino. Auf Wiedersehen, Papa. Auf Wiedersehen, Mama." Ich deutete eine Verbeugung an und folgte ihr.

Auf der Straße schwieg ich und war so ausgesprochen übler Laune, daß Irene nach wenigen Schritten ausrief: „Darf man wissen, was du hast?" Ich erwiderte trocken: „Du weißt, was ich habe. Dein Kostüm, deine Schuhe, deine Bluse und dein Ring scheinen mir nicht zu einer Blumenverkäuferin mit dreißigtausend Lire im Monat zu passen." Ohne zu zögern, antwortete sie seelenruhig: „Wenn du mir nicht glaubst, dann trennen wir uns besser sofort und sehen einander nicht wieder." Ich protestierte betroffen: „Sei doch nicht immer gleich eingeschnappt!" — „Ich will, daß man mir glaubt. Ohne Achtung kann es keine Zuneigung geben. Wenn du mich nicht achtest, was wollen wir dann noch voneinander?" Mit einem Wort, sie hatte mich in die Enge getrieben. Heute habe ich den Eindruck, als hätte sie an jenem Abend beinah gewünscht, daß wir uns trennten. Vielleicht, weil sie begriff, daß mir nun ein Licht aufgegangen und sie unsere Beziehung lösen wollte, solange dies noch mit Würde und ohne Schaden anzurichten möglich war. Ich hing aber noch an ihr und beeilte mich daher, ihr zu versichern, daß alles nur ein Mißverständnis gewesen war. Sie erwiderte ernst: „Ich bin zwar arm, aber deswegen tue ich gewisse Dinge noch lange nicht."

Dabei tat Irene diese gewissen Dinge doch! An den folgenden Tagen war es immer dasselbe Lied, das heißt, es wurde schlimmer und schlimmer. Bald war es eine Kette, die ich für Gold hielt, während sie behauptete, sie wäre unecht, und sie hätte sie für einen Blumenstrauß von einer unbedeutenden Schauspielerin bekommen, die in der Via Archimede wohnte. Bald war es ein Kupon Stoff, den ein Vertreter ihr unter der Bedingung geschenkt hätte, daß sie weitere bei ihrer Kundschaft absetzte. Ein andermal hatte sie einen Schirm in der Lotterie gewonnen, dann wieder hatte eine Firma ihr ein Paar Handschuhe aus Reklamegründen überlassen. Was mich jedoch am stärksten beeindruckte, das war die Unzahl von Gegenständen, die Irene auf der Straße, in Lokalen oder im Geschäft fand. Kurz, sie hatte so viel Glück, daß einem der Gedanke kommen mußte, sie helfe dem Glück ein wenig oder auch tüchtig oder vielmehr ganz und gar nach. Ich wurde wütend, auch über die Unverfrorenheit, mit der ihre Mutter über Irenes Glück berichtete, und ich gelangte zu der An-

sicht, daß die gesamte Familie — Vater, Mutter und Tochter — unter einer Decke steckte. Heute aber bin ich nach reiflicher Überlegung zu dem Schluß gekommen, daß die Eltern Irene tatsächlich glaubten. Nicht etwa, weil die Lügen, die sie auftischte, glaubhaft gewesen wären, sondern weil sie ihnen glauben wollten. Das ist so wie bei einigen Kranken, die genau wissen, daß sie krank sind. Doch wenn jemand behauptet, daß ihnen nichts fehlt, dann glauben sie es, weil es ihnen besser in den Kram paßt.

Die Sache mit Irene endete so: Eines Morgens betritt ein amerikanischer Filmschauspieler, den ich vom Sehen kannte, meinen Laden — ein rotgesichtiger, sommersprossiger Kerl mit blauen, glänzenden Säuferaugen. Er wählte eine der teuersten Handtaschen aus Krokodilleder und erklärte mir dabei, es handelte sich um ein Geschenk. Unter anderem erzählte er mir, daß er in seinem Lande Krokodile jagte und schon wer weiß wie viele umgebracht hatte. Ich entfernte das Preisschildchen und packte die Tasche in einen schönen Karton. Mein Kunde sagte „okay", stieg in seinen gelben Luxuswagen und verabschiedete sich mit einer Handbewegung. Am selben Abend war ich nach Geschäftsschluß mit Irene an der Bushaltestelle in der Via Martelli verabredet. Als ich auf die Haltestelle zuschritt, sah ich von weitem Irene unter einer Laterne stehen. Das Herz klopfte mir im Hals, als ich die Handtasche an ihrem Arm erblickte. Es gab mir einen Ruck. Die Saite in meinem Innern, die ohnehin schon bis zum äußersten gespannt war, riß vollends. Ich winkte Irene ein Lebewohl zu, machte kehrt und ging durch die Via San Valentino davon. Ich wollte sie nämlich nicht zwingen, ihre übliche Lüge zu erfinden, und ebensowenig lag mir daran — aus Achtung vor ihr und auch vor mir selber —, sie zu beschämen. Allem Anschein nach mußte sie das auch begriffen haben, denn sie rührte sich weder vom Fleck, noch folgte sie mir. Seit jenem Abend ließ sie sich nicht mehr bei mir blicken.

Später erfuhr ich, daß sie sich mit eben diesem Schauspieler in einer kleinen, eleganten Wohnung auf den Monti Parioli zusammengetan hatte. Eine Zeitlang begegnete ich ihr nicht mehr, denn ich mied fortan die Via Archimede, wenn ich von der Piazza Euclide zum Viale Parioli mußte. Dann sah ich sie eines Tages im Stadtzentrum wieder. Ich überquerte gerade den Corso, als mich ein Auto, das aus der Via Condotti kam, beinahe überfahren hätte. Wütend drehte ich mich um und erkannte Irene am Steuer. Sie schaute mich mit ihren schönen schwarzen Augen an; sie war ernst wie gewöhnlich und schlicht und einfach gekleidet. Wir starrten uns eine Weile an, und ich hätte am liebsten gefragt: „Na, Irene, wo hast du denn dieses hübsche Wägelchen gefunden? Stand es herrenlos vor deiner Tür?" Aber ich bezwang mich, denn ich liebte sie noch immer. An der Hand, die das Lenkrad hielt, gewahrte ich einen goldenen Reif, der auch diesmal wieder wie ein Trauring wirkte. Und ich hoffte, ehrlich gesagt, daß es tatsächlich einer wäre und nicht ein Ring mit auf die Innenseite gerutschtem Stein. Dann wandte sie die Augen von mir ab und dem grünen Licht der Ampel zu. Der Wagen glitt in den Verkehrsstrom des Corso und entschwand.

(Aus dem Italienischen)

Edgar Allan Poe

Das verräterische Herz

Illustration: Karl Fischer

Der amerikanische Erzähler Edgar Allan Poe (1809 bis 1849) war *ein Meister der Kurzgeschichte. In den knapp zwanzig Jahren, die ihm zum Schreiben vergönnt waren, schuf er eine Vielzahl phantastischer Erzählungen, insbesondere Detektivgeschichten, in denen er in logischer Folge messerscharfe Anaylsen des Verbrechens gab. Durch Poe wurde die Detektivgeschichte kultiviert, und er gab ihr durch seine große literarische Meisterschaft ihr klassisches Gepräge. Gleichzeitig wirkte Poe als Theoretiker; seine Definition der „short-story" — von Anfang an auf den Schluß hin zu arbeiten — ist heute noch immer gültig.*

Bei Gott! Nervös, furchtbar nervös bin ich gewesen und bin es; doch warum wollt ihr mich für wahnsinnig halten? Die Krankheit hat meine Sinne geschärft, nicht etwa zerstört oder verdunkelt. Geradezu unglaublich war mein Gehörsinn. Ich hörte, was geschah, im Himmel und auf Erden. Ich hörte manches, was geschah in der Hölle. Wieso bin ich denn wahnsinnig? Merkt auf und seht, wie vernünftig, wie ruhig ich euch den ganzen Hergang erzähle.

Es läßt sich nicht sagen, wie zuerst der Gedanke in mir entstanden ist, jedoch, einmal bewußt geworden, verfolgte er mich Tag und Nacht. Es ging um kein Objekt. Passion war gleichfalls keine vorhanden. Ich hatte den alten Mann gern. Er hatte mir nie ein Unrecht angetan. Er hatte mich nie beleidigt. Nach seinem Golde trug ich kein Verlangen. Ich glaube, es war sein Auge! Ja, das war es. Sein eines Auge glich dem eines Geiers, ein blaßblaues Auge mit einem Häutchen darüber. Sooft es mich ansah, wurde mir eiskalt, und so allmählich, ganz allmählich, kam ich auf den Gedanken, dem alten Manne das Leben zu nehmen und auf diese Weise den Anblick des Auges für immer loszuwerden. Jetzt bin ich an dem Punkte. Ihr haltet mich für verrückt. Verrückte bringen nichts fertig. Mich hättet ihr aber sehen sollen. Ihr hättet sehen sollen, wie weise ich verfuhr, mit welcher Achtsamkeit, mit welcher Voraussicht und Verstellung ich zu Werke ging. Ich war nie so freundlich gewesen zu dem alten Manne als während der Woche, bevor ich ihn erschlug. Und jede Nacht, gegen Mitternacht, drückte ich auf die Klinke seiner Türe und öffnete diese, oh, so sanft. Und dann, wenn genügend Öffnung für meinen Kopf da war, streckte ich eine Blendlaterne dicht geschlossen, so dicht, daß kein Licht herausfiel, hinein und dann meinen Kopf. Oh, ihr würdet gelacht haben, wie geschickt ich ihn hineinstreckte. Ich bewegte ihn langsam, ganz, ganz langsam, um ja nicht den alten Mann im Schlafe zu stören. Ich brauchte eine Stunde, um meinen ganzen Kopf durch die Öffnung so weit hereinzubringen, daß ich ihn sehen konnte, wie er in seinem Bette lag. Ha! — wäre wohl ein Verrückter so weise vorgegangen? Und dann, wenn ich meinen Kopf richtig drin hatte, machte ich die Laterne behutsam auf, behutsam, oh, so behutsam (denn die Scharniere knirschten), machte sie genau so weit auf, daß ein einzelner dünner Lichtstrahl auf das Geierauge fiel. Und dies tat ich sieben lange Nächte, jede Nacht genau um Mitternacht, doch stets fand ich das Auge geschlossen; es war ja nicht der alte Mann, der mich behexte, sondern das Satansauge. Und jeden Morgen bei Tagesanbruch ging ich dreist in seine Stube und plauderte ganz hemmungslos, ihn in herzlichem Tone bei Namen nennend und mich erkundigend, wie ihm die Nacht bekommen sei. Seht ihr, er hätte ein sehr profunder alter Herr sein müssen, um zu ahnen, daß ich jede Nacht, genau um Mitternacht, ihn, den Schlafenden, betrachten kam.

In der achten Nacht war ich behutsamer als sonst beim Öffnen der Türe. Der Minutenzeiger einer Uhr macht geschwinder als meine Hand tat. Nie hatte ich meine Kräfte, meinen Scharfsinn so empfunden wie in dieser Nacht. Ich konnte mein Triumphgefühl kaum bewältigen. Allein die Vorstellung, daß ich das war, der da Zoll für Zoll die Tür öffnete, und er nicht einmal träumte von meinen heimlichen Taten und Gedanken! Ich mußte kichern bei der Vorstellung, und vielleicht hatte er mich gehört, denn er bewegte sich im Bette, plötzlich wie vor Schreck. Jetzt denkt ihr wohl, hätte ich mich zurückgezogen — fehlgeraten! In seiner Stube war eine Finsternis, so schwarz wie Pech (denn die Läden waren fest geschlossen aus Furcht vor Einbrechern), und so wußte ich, daß er nicht sehen konnte, wie ich die Tür öffnete, und ich setzte meinen Druck fort, allmählich, ganz allmählich.

Ich hatte den Kopf drinnen und wollte soeben die

Laterne aufklappen, als mein Daumen ausglitt auf dem zinnernen Halter und der alte Mann in seinem Bette hochfuhr, rufend: „Wer ist da?"

Ich hielt den Mund und war mäuschenstill. Eine volle Stunde verharrte ich regungslos, und während dieser ganzen Zeit hörte ich ihn nicht sich niederlegen. Er saß immerfort aufrecht in dem Bette, lauschend, genau so wie ich Nacht für Nacht aufgesessen hatte, horchend auf das Ticken der Holzwürmer in der Wand.

Plötzlich hörte ich einen kleinen Seufzer, und ich wußte, es war ein Laut tödlichen Entsetzens. Es war kein Seufzer des Unbehagens oder des Kummers, o nein! Es war der leise erstickte Laut, wie er sich losringt aus dem Grunde der Seele unter der Spannung eines allzu gewaltigen Schmerzes. Ich kannte den Laut so gut! Manche Nacht, um Mitternacht, wenn alle Welt schlief, entrang er sich meinem eigenen Busen, und sein furchtbarer Widerhall verstärkte den Schrecken, der mich wahnsinnig machte. Ich kenne das alles. Ich wußte, was der alte Mann fühlte, und er tat mir leid, obwohl ich im Innern kicherte. Ich wußte, er hatte wach gelegen von dem ersten leichten Geräusch an, als er sich im Bette umdrehte. Und immer mächtiger war die Angst über ihn gekommen. Er hatte versucht, sie als grundlos hinzustellen, doch es gelang nicht. Er hatte sich gesagt, „es ist nichts als der Wind im Schornstein, es ist nur eine Maus, die über den Boden lief", oder „es ist bloß ein Heimchen, das einen einzelnen Zirper getan hat". Ja, er hatte sich mit solchen Annahmen zu beruhigen versucht, doch hatte er sie sämtlich als unhaltbar befunden. Alles unhaltbar, denn der Tod war dicht an ihm vorbeigegangen und hatte seinen schwarzen Schatten über das Opfer gebreitet. Er sah weder, noch hörte er, doch unter dem Einfluß der düsteren Ahnungen, welche dem unsichtbaren Schatten entströmten, erfühlte er die Anwesenheit meines Kopfes in der Stube.

Nachdem ich eine Zeitlang sehr geduldig gewartet, ohne daß ich ihn sich niederlegen gehört, entschloß ich mich, die Laterne ein wenig, ein ganz klein wenig zu öffnen. Und so tat ich — ihr könnt euch nicht vorstellen, wie allmählich, ganz allmählich —, bis am Ende ein einzelner dünner Strahl, wie ein Spinnfaden so fein, aus dem Spalt herausschoß und gerade auf das Geierauge fiel.

Es war offen — weit, weit offen, und Wut packte mich, als ich es anstarrte. Ich sah es mit vollkommener Deutlichkeit, in seinem stumpfen Blau, mit einem ekelhaften Häutchen darüber, welches mir das Mark in den Knochen gefrieren machte; sonst konnte ich von des Alten Gesicht oder Gestalt nichts wahrnehmen, hatte ich doch, wie aus Instinkt, den Lichtstrahl genau auf die verfluchte Stelle gelenkt.

Und jetzt — hab' ich's euch nicht gesagt, daß es nur Überschärfe der Sinne ist, was ihr irrtümlicherweise für Wahnsinn haltet? Jetzt, sage ich, schlug an mein Ohr ein leiser, stumpfer, rasch pochender Laut, ähnlich dem Geräusch einer in Stoff eingewickelten Uhr. Auch dieser Laut war mir wohlbekannt. Es war das Herz des alten Mannes, welches schlug. Dies reizte meine Wut so, wie ein Trommelschlag den Soldaten zur Tapferkeit anspornt. Doch selbst jetzt hielt ich an mich und blieb still. Ich holte kaum Atem. Ich hielt die Laterne regungslos und suchte den Lichtstrahl unverrückt auf dem Auge zu erhalten. Indessen steigerte sich das verwünschte Trommeln von dem Herzen. Es ging immerfort rascher und rascher, lauter und lauter. Des Alten Angst muß maßlos gewesen sein. Sein Herz ging lauter, sage ich, immer lauter — versteht ihr mich? Ich habe ja berichtet, daß ich nervös bin; ich bin es wirklich. Und jetzt, in nächtlicher Geisterstunde, inmitten der furchbaren Stille des alten Hauses, dies nie erlebte Geräusch — es war zuviel, Entsetzen ergriff mich. Indessen blieb ich noch einige Minuten regungslos stehen. Doch das Pochen wurde lauter, immer lauter. Mir war, als müßte das Herz zerspringen. Und jetzt befiel mich eine neue Sorge, der Laut könnte von einem der Nachbarn gehört werden. Mit einem wilden Schrei riß ich die Laterne auf und drang ein in das Zimmer. Er tat einen Schrei — es war sein letzter. Im Nu hatte ich ihn auf den Boden gezerrt und das schwere Plumeau auf ihn gestürzt. Dann lächelte ich vergnügt, daß die Sache soweit getan war. Jedoch fuhr das Herz noch etliche Minuten fort, mit dumpfem Laut zu schlagen. Das störte mich indessen nicht sehr, es konnte ja nicht durch die Wand hindurch gehört werden. Am Ende gab es Ruhe. Der alte Mann war tot. Ich brachte die Kissen wieder ins Bett und untersuchte den Leichnam. Ja, er war tot, mausetot. Ich legte meine Hand auf das Herz und beließ sie ein paar Minuten dort. Es war kein Pulsschlag zu spüren. Er war mausetot. Sein Auge sollte mich nicht mehr quälen. Falls ihr mich noch immer für verrückt haltet, so werdet ihr davon ablassen, wenn ich euch beschreibe, wie genial ich beim Verstecken des Leichnams zu Werke ging. Die Nacht schwand, und ich arbeitete hastig, dabei in größter Stille. Zuallererst galt es, die Leiche zu zerstückeln. Ich schnitt Kopf, Arme und Beine ab.

Sodann hob ich drei Planken aus dem Fußboden aus und verstaute alles in der Fütterung. Dann brachte ich die Bretter so geschickt und handfertig wieder an Ort und Stelle, daß kein menschliches Auge, nicht einmal seins, Verdacht geschöpft haben würde. Es war nichts da zum Wegwaschen, weder Blutspuren noch sonst welche Flecken oder dergleichen. Dafür war ich zu sehr auf der Hut gewesen. Es war alles in einen Kübel gewandert — hah! Als ich mit diesen Arbeiten fertig war, war es vier Uhr, noch immer dunkel wie um Mitternacht. Als es vom Kirchturm die Stunde schlug, wurde laut an die Haustür geklopft. Leichten Herzens ging ich hinunter, um zu öffnen — was hatte ich auch zu fürchten? Herein kamen drei Männer, welche sich

mit vollendeter Höflichkeit als Polizeibeamte zu erkennen gaben. Ein Schrei sei im Verlaufe der Nacht von einem Nachbarn gehört worden, man habe Verdacht geschöpft, eine Spielhölle vielleicht, habe Meldung erstattet auf dem Polizeibureau, und sie, die Beamten, seien abgeordnet, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen.

Ich lächelte, denn was hatte ich zu fürchten? Ich hieß die Herren willkommen. Den Schrei, sagte ich, hätte ich selbst im Traume ausgestoßen. Der Alte, ließ ich einfließen, sei über Land gefahren. Ich nahm meine Leute durchs ganze Haus. Ich forderte sie auf, recht gründlich zu suchen. Ja, ich führte sie zu guter Letzt in seine Kammer. Ich wies ihnen seine kleinen Schätze, alles wohlverwahrt und unversehrt. In der Begeisterung meines biederen Dranges holte ich Stühle herein und drang darauf, sie möchten sich hier von ihren Strapazen ausruhen, während ich selbst, in der wilden Kühnheit meines vollkommenen Triumphes, meinen eigenen Stuhl genau auf den Fleck setzte, wo die Leiche versteckt war.

Die Beamten waren befriedigt. Mein Benehmen hatte sie überzeugt. Ich war in der prächtigsten Laune. Die Herren setzten sich, ich fragte keck drauflos, und wir plauderten urgemütlich. Doch nach einer Weile fühlte ich mich bleich werden, und ich wünschte sie über alle Berge. Ich hatte Kopfweh und spürte ein Sausen im Ohr: doch sie blieben sitzen und schwatzten weiter. Das Sausen wurde deutlicher, es hielt an und wurde stets deutlicher, ich schwatzte immer freier, um den Eindruck loszuwerden, doch der hielt an und wurde allmählich bestimmt, bis ich am Ende merkte, daß das Geräusch nicht in meinen Ohren war.

Zweifellos wurde ich jetzt sehr blaß; doch ich schwatzte noch eiliger und mit erhobener Stimme. Aber der Laut nahm zu — und was konnte ich tun? Es war ein leiser, stumpfer, rasch pochender Laut, ähnlich dem von einer in Stoff eingewickelten Uhr. Ich schnappte nach Luft, die Polizisten hörten nichts. Ich sprach schneller, heftiger; das Geräusch nahm zu. Ich stand auf und erging mich über Kleinigkeiten in den höchsten Tönen und mit wilden Gestikulationen, das Geräusch nahm zu. Warum sie wohl nicht gehen wollten? Ich rannte auf und ab mit schweren Schritten, wütend über die forschenden Blicke der Leute, doch das Geräusch nahm immer zu. Gott, o Gott! Was konnte ich tun? Ich schäumte, raste, fluchte. Ich griff nach dem Stuhl, auf dem ich gesessen, und ließ ihn schaukeln, so daß der Boden knirschte, doch das Geräusch übertönte alles und nahm immer mehr zu. Es wurde lauter, lauter, lauter! Und diese Männer schwatzten und schmunzelten. War es denn möglich, daß sie es nicht hörten? Allmächtiger Gott! — Nein, nein! Sie hörten! — Sie ahnten! — Sie wußten! — Sie hatten ihren Spaß an meinem Entsetzen! — Ja, so dachte ich, so denke ich noch. Doch eins wär' besser als dieser Verzweiflungskampf. Eins wär' noch eher zu ertragen als dieser Hohn. Ich konnte es nicht mehr aushalten, dieses heuchlerische Lächeln. Ich fühlte, ich müßte schreien oder sterben! — Und jetzt — wieder! — da! — lauter! lauter! lauter!

„Schurken", schrie ich, „verstellt euch nicht länger. Ich bekenne die Tat. Reißt die Planken auf! Da, da! — da schlägt sein Herz, das gräßliche Herz!"

Ist eine Frau mit 40 alt?

Die wichtigste Tatsache gleich zuerst: Alle Frauen — bis auf eine — und fast alle Männer, die wir gefragt haben, fanden die Frage unzeitgemäß. „Früher", so sagten alle, „mag eine Frau mit 40 Jahren alt gewesen sein, aber heutzutage, da müssen Sie schon mindestens zehn" — manche meinten sogar 15 bis 20 — „Jahre zulegen, wenn Ihre Umfrage Sinn haben soll!"

Ist dieser allgemeine Eindruck richtig? Fragen wir zuerst einmal das neueste Statistische Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik (1959). Vor 80 bis 90 Jahren, also in dem Jahrzehnt von 1870 bis 1880, hatte im Deutschen Reich eine vierzigjährige Frau noch eine Lebenserwartung von weiteren 26½ Jahren. Heute, genauer gesagt, 1955 bis 1958 in der Deutschen Demokratischen Republik, hat eine vierzigjährige Frau eine Lebenserwartung von weiteren rund 36 Jahren. Das heißt, unsere Statistiker beweisen an Hand der Sterbetabellen, daß vierzigjährige Frauen bei uns heute im Durchschnitt fast zehn Jahre älter werden als ihre Urgroßmütter.

Aber damit nicht genug. Vor 80 bis 90 Jahren wurden nur ungefähr die Hälfte aller Frauen — von 100000 Mädchen 51576 — überhaupt vierzig Jahre alt. Die anderen starben vorher — entweder im Kindesalter oder im Kindbett oder an Schwindsucht. Heute werden in der Deutschen Demokratischen Republik von 100000 neugeborenen Mädchen 92178 vierzig Jahre alt.

Noch krasser ist der Unterschied im hohen Alter. Damals erreichten von 100000 Mädchen 6570 das achtzigste Lebensjahr. Heute haben sechsmal soviel Frauen, nämlich 36346, diese Chance. Und während nur drei von 100000 unserer Urgroßmütter 100 Jahre alt wurden, sind es heute in der Deutschen Demokratischen Republik 126 von je 100000 Frauen.

Setzt man den Beginn des erwachsenen Lebens auf 18 bis 20 Jahre, so haben vierzigjährige Frauen heute bei uns nur selten die Hälfte und in der großen Mehrzahl erst ein Drittel und weniger ihres Lebens als erwachsene Frau hinter sich. Statistisch beginnt nach vierzig Jahren die Lebensmitte, das Alter mit 60 bis 65, das Greisenalter kaum vor 75 bis 80, und zwar vor allem bei den Frauen. (Bei den Männern sind die statistischen Ziffern nicht ganz so günstig.)

„Na ja, aber", sagt die einzige Ausnahme unter den Frauen, die wir gefragt haben, Frau *Klara V.* aus Karl-Marx-Stadt, 48 Jahre alt, verheiratet und Kontoristin von Beruf, „vielleicht ist alt nicht der richtige Ausdruck, aber die ‚große' Zeit ist dann doch vorbei. Wieviel Vorrang haben die jungen Mädchen mit den kurzen Röcken und den guten Figuren. Sie sind so reizvoll anzusehen, so frisch, froh und unbekümmert. Da müssen Männerherzen ja schwach werden."

Wenn mit der „großen" Zeit einer Frau das Kinderkriegen gemeint ist, dann hat Frau Klara recht, das hört zwischen 40 und 50 auf. Von 275793 Kindern, die im Jahre 1958 in der DDR geboren wurden, hatten nur 3637 über 40jährige und davon nur 296 über 45jährige Mütter. Das gebärfähige Alter liegt wie eh und je ungefähr zwischen 15 und 45 Jahren. Daran haben die bessere Gesundheit und die längere Lebenserwartung der Frauen bisher nichts geändert. Ob das so bleiben muß, oder ob die moderne Medizin, der wir alle die bessere Gesundheit und das längere Leben verdanken und

die sich das Ziel gesetzt hat, dem sozialistischen Menschen eine Lebensdauer von 100 bis 150 Jahren zu erkämpfen, auch das ändern kann, das ist eine offene Frage. Ich halte das für sehr wahrscheinlich.

Wie dem auch sei, Frau Klara meint mit der „großen" Zeit der Frau ja nicht nur das Kinderkriegen, sie meint in erster Linie, was die „Männerherzen schwach werden" läßt (übrigens auch die Frauenherzen), die Libido, die Lust an der Liebe. Und da liegen die Dinge ganz anders.

Lassen wir zunächst einmal erfahrene Männer reden. Herr *Ludwig H.* aus Berlin, 52 Jahre alt, verheiratet, Kraftfahrer von Beruf, weitgereist und vielerfahren, faßt diese Erfahrung in dem Zweizeiler zusammen: „Mit vierzig? Da ist sie doch erst richtig würzig!" Der gleichen Meinung, wenn auch etwas seriöser ausgedrückt, ist Herr *Ernst R.* aus Cottbus, 57 Jahre alt, verheiratet und Angestellter von Beruf. Er sagt: „Eine Frau mit 40 alt? Im Gegenteil! In dem Alter fängt eine Frau erst richtig an, Frau zu

Die Alter-native

Bernard Shaw, dessen Todestag sich am 2. November zum zehntenmal jährt, wurde zu seinem 94. Geburtstag von einer jungen Journalistin nach seinem Befinden gefragt. Er antwortete: „Liebes Kind, in meinem Alter fühlt man sich entweder wohl, oder man ist schon lange gestorben!“ C.

sein. Wo findet man Jüngere mit dem Verständnis, der Erfahrenheit, der Reife und dem Charme der Vierzigjährigen von heute?“

Aber nicht nur bei Männern über 50, auch bei Männern unter 40 fanden wir diese Meinung. Herr *Fritz F.* aus Frankfurt (Oder), Ingenieur, verheiratet und 35 Jahre alt, meint dazu: „Frauen von 40 Jahren sind heutzutage nicht alt. Denken Sie an Marlene Dietrich. Sie ist schon Großmutter und hat noch große Erfolge bei Männern.“

Diesen zahlreichen modernen Schwärmern für die reife Frau von 40 Jahren stehen, wie schon gesagt, in unserer Umfrage nur wenige altmodisch wirkende männliche Anhänger der Theorie gegenüber, nach der eine Frau mit 30 Jahren in der Liebe passé ist.

Herr *Friedrich A.* aus Berlin, Elektriker, 28 Jahre alt und ledig, stellt kurz und bündig fest: „Für mich sind Frauen nur zwischen 18 und 25 jung.“

Das wird sich mit zunehmendem Alter des jungen Mannes wahrscheinlich ändern; denn Herr *Georg R.* aus Berlin, Lektor, verheiratet und 38 Jahre alt, gibt immerhin schon fünf Jahre zu. Er sagt: „Für mich ist Ihre Frage nach der Frau von 40 ganz indiskutabel. Für mich ist es die Frau von 30 Jahren.“

Aber wahrscheinlich wird auch dieser Herr mit zunehmendem Alter diskussionsbereiter werden. Dafür spricht unter anderem auch, daß alle Frauen, die wir fragten — bis auf die schon genannte Frau Klara V. — anderer Meinung waren. Dabei haben wir Frauen von 18 bis 65 Jahren gefragt.

Typisch für die über 60jährigen ist die lustig übertriebene Antwort von Frau *Maria B.* aus Leipzig, Rentnerin und 62 Jahre alt: „Meine Devise: Laßt junge Männer um mich sein. Das hält jung!“

Typisch für die Jüngeren sind Antworten, wie die der 24jährigen Sekretärin *Gerlind R.* aus Berlin: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich mein Leben mit 40 wesentlich verändert. Ich bin glücklich verheiratet, verstehe mich mit meinem Mann geistig sehr gut und habe die feste Absicht, mit ihm gemeinsam ins Alter hineinzuwachsen. Ich habe gar keine Sorge, daß sich Spannungen ergeben, weil ich älter werde.“

Was die junge Frau hier ausspricht, ist genau die Ansicht moderner Menschen: Sich selbst die Aufgabe stellen, am besten gemeinsam mit dem geliebten Lebensgefährten ins Alter hineinzuwachsen. Dann verliert auch die ausgesprochen oder unausgesprochen in den meisten Antworten von Frauen mitklingende Furcht vor den Wechseljahren viel von ihren echten und vor allem von ihren eingebildeten Schrecken. Selbstverständlich bleibt niemand ewig jung, und am Ende der vierziger Jahre hört — wie schon gesagt — auch heute noch die Gebärfähigkeit der Frau auf. Das bringt leider — trotz aller Hormonpillen und ähnlicher, wegen ungenügender Forschungsarbeit auf diesem Gebiet etwas umstrittener Abpolsterungen des biologisch unvermeidlichen Prozesses — immer ein paar schwierige Jahre für jede Frau. Aber das bedeutet heute weniger denn je für eine normale Frau die seelische Katastrophe, die das einmal für beschäftigungslose Bourgeoisweibchen bedeutet haben mag. Denn die Liebesfähigkeit und die Lust an der Liebe über die schwierigen Wechseljahre hinweg bis ins hohe Alter zu erhalten, wie es immer mehr Frauen gelingt, ist nach allen modernen ärztlichen Erkenntnissen vor allem eine persönliche und gesellschaftliche Aufgabe.

Eine durch jahrzehntelange unmenschliche Plackerei, durch zahlreiche Geburten und Fehlgeburten ausgemergelte Proletarier- oder Kleinbauernfrau vergangener Zeiten war von vornherein nicht durch biologische, sondern durch gesellschaftliche Umstände oft zu frühzeitigem Siechen und freudlosem Alter verurteilt. Das ist durchaus noch nicht überall vorbei, und vor allem auf dem Lande beginnt für Hunderttausende von Bauernfrauen erst die landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft grundlegenden Wandel zu schaffen.

Doch bessere gesellschaftliche Umstände allein tun es nicht, man muß sie auch besser ausnutzen. Das beginnt, wie jede Frau weiß, beim Äußeren.

Frau *Margarete D.* aus Berlin, Hausfrau, 48 Jahre alt, sagt: „Seitdem ich eine neue Kosmetikerin habe, werde ich von Woche zu Woche jünger.“

Und Frau *Lina R.*, auch aus Berlin, verheiratet, Schneiderin und 50 Jahre alt, ergänzt: „Ich merke seit einem halben Jahr, daß ich älter geworden bin. Seitdem muß ich nämlich öfter zum Friseur gehen und mir das Haar färben lassen.“

Auch die jüngste Frau, die wir gefragt hatten, die achtzehnjährige Studentin *Monika F.* aus Berlin, betont, allerdings von einer ganz anderen Seite her, die große Bedeutung des Äußeren für eine älter werdende Frau und meint:

„Wenn man nicht mehr so jung ist, sollte man sich dem Alter entsprechend geben und benehmen: nicht zu matronenhaft, nicht zu jugendlich, nicht

Fortsetzung auf Seite 72

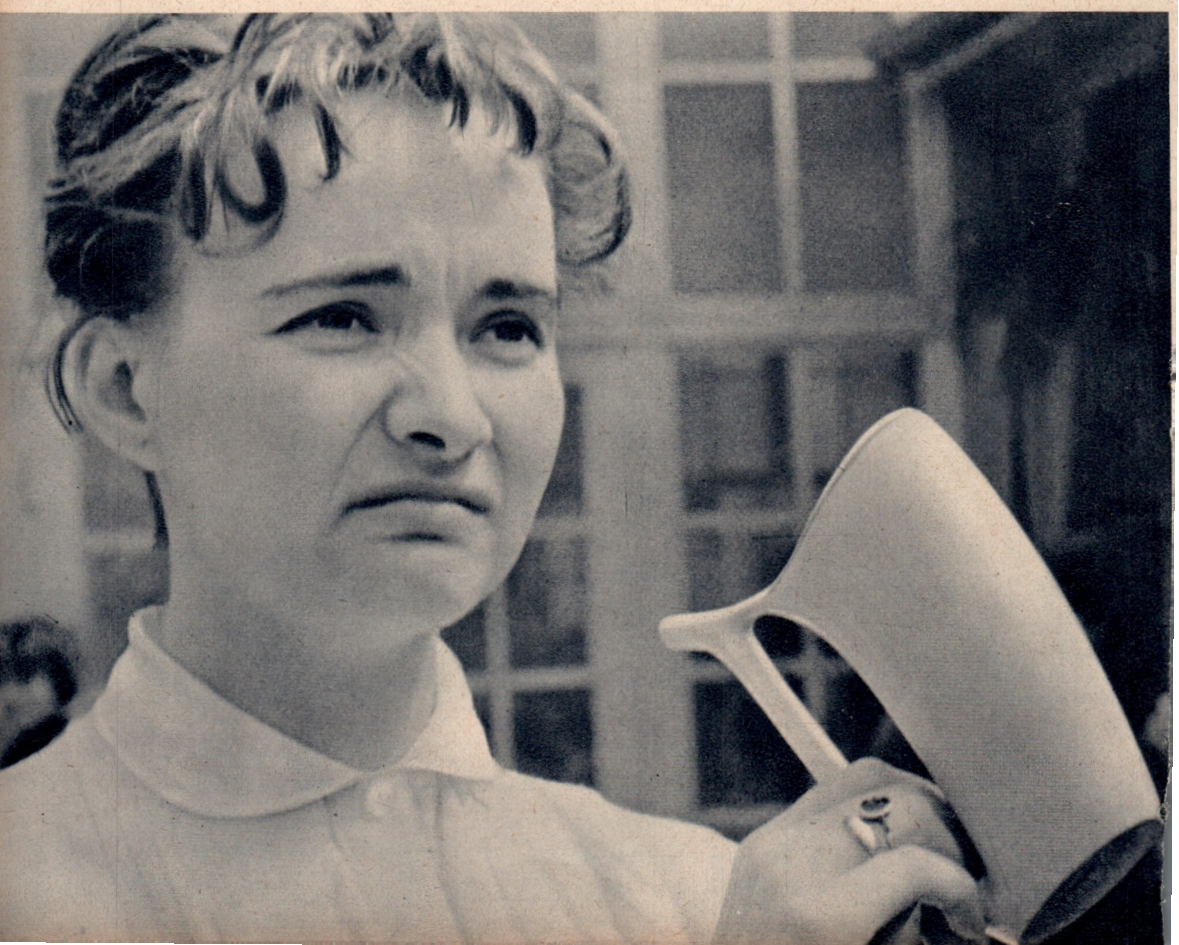
Zwischen Brunnen und Oblaten

In Karlovy Vary stand sie unter Palmen, und dort fand sie unser Fotospezialist, der ja wußte, wer sie ist.

Margareta Wolodina ist so etwas wie die Gina, und ein anerkannter Clou in der Filmwelt der SU.

Auf der Fotostudienreise
sahn wir, wie sie probeweise
so ein Kurquell-Trinkeding
unter einen Brunnen hing,
der (nach bunten Kurprospekten,
die in ihrer Tasche steckten)
Diabetes, Galle. Gicht
zu besänftigen verspricht.

Denn man muß ja mal probieren,
was die Ärzte da servieren,
und Frau Wolodina schluckt
dieses heiße Kurprodukt ...
Doch der Brunnen schmeckt barbarisch
und (weiß Gott!) nicht kulinarisch,
darum läßt sie's bleiben – und:
Schließlich ist sie ja gesund.



Und nach solchen Selbstbeschlüssen
sucht man dann nach Kurgenüssen,
die den Magennerven nun
wesentlich viel wohler tun.
Margareta (gut beraten
beim Probieren der Oblaten)
sagt im Sowjetdialekt:
„Otschen charascho!" – das schmeckt!
Und man sieht sie einen Haufen
von Oblatenschachteln kaufen,
die sie (wie sie an ihn denkt!)
ihrem Mann in Moskau schenkt.

Mit den blanken Augen blinkend
sagte Margareta winkend:
„Priwjet ans Magazin ...
Doßwidanja in Berlin!"
Denn nach ihrer ersten Reise
möchte sie auch beispielsweise
einmal Rostock, Dresden sehn,
in Berlin spazieren gehn ...
Und wir fragten sie: „Wie wäre
es mit einer Filmpremiere ...?"
(Hiermit sei drauf hingelenkt:
Ob ‚Progreß' mal an sie denkt?)

– ika –

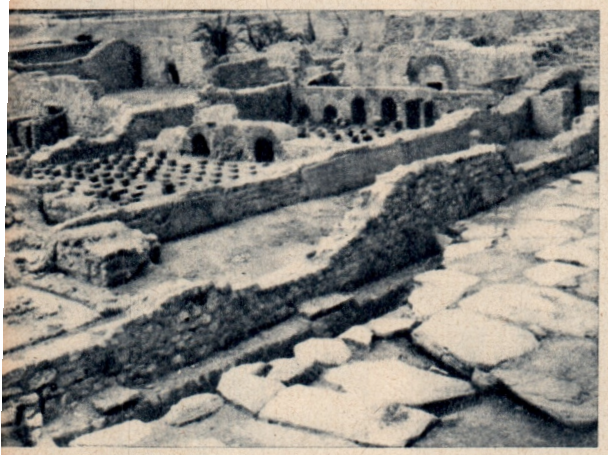
ANDEUTUNG VON MOSAIKEN

DIE SACHE

VON GERDA ROTHMAYER

GESTALTUNG: HEINZ BORMANN

„Hören Sie", sagte ich zum Gemeindediener von Haslau an der Donau, „Sie sollten da einmal etwas tun. Ihre Hotels gehören ins Museum, und von einem Badezimmer haben Sie wohl noch nie etwas



EIN FOTO VOM AUSGRABUNGS-ORT CARNUNTUM →

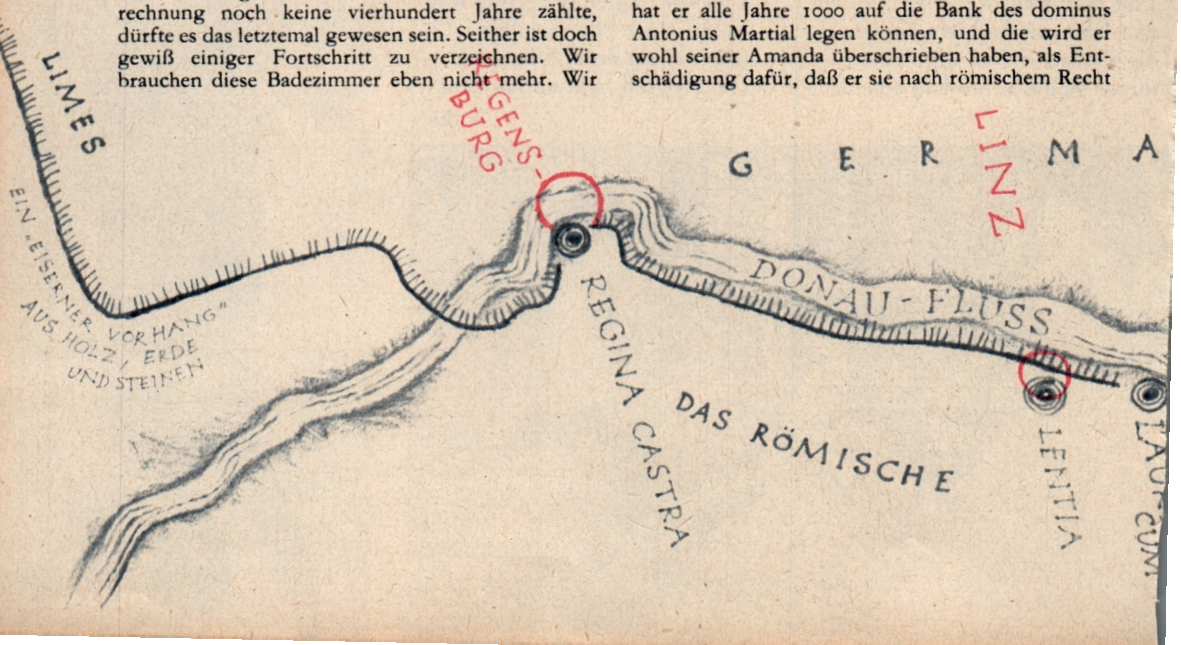
gehört." „Doch", sagte er, „wir haben ganz gute Badezimmer gehabt, seinerzeit, aber die hat man uns kaputtgemacht." „Wer", frag' ich, „die Russen?" „Nein", sagt er, „die Germanen." „Aber!" sag' ich, „wann denn?" „So vor fünfzehn-, sechzehnhundert Jahren", sagt er, „aber schauen Sie doch 'rüber nach Carnuntum, dort gibt's noch welche." „Germanen?" frag ich. „Nein, Badezimmer", sagt er.

Ich habe sie gesehen. Sie haben eingebaute Wannen, Wand-, Decken- und Fußbodenzentralheizung, prachtvolle Mosaiken und sind schon ziemlich lange nicht mehr gebraucht worden. Als unsere Zeitrechnung noch keine vierhundert Jahre zählte, dürfte es das letztemal gewesen sein. Seither ist doch gewiß einiger Fortschritt zu verzeichnen. Wir brauchen diese Badezimmer eben nicht mehr. Wir haben doch — in Carnuntum und Umgebung — zuverlässige bodenständige Brunnen, mit bestem Donauwasser gespeist, und brauchen nur die Hand auszustrecken, um den Eimer heraufzuziehen.

Und die Autobusse, wahre Wunderwerke moderner Technik; manchmal kommen sie sogar. Sie brauchen für die Strecke Petronell — Wien knappe anderthalb Stunden. Mit dem römischen Postwagen fuhr der Centurio zwischen Carnuntum und Vindobona ganze 90 Minuten. (Horaz fuhr oft von Rom nach Ostia in einer Stunde. Die Reise von Mainz nach Köln war, nach einem Brief des Prinzen Marc Aurel an seinen Lehrer, in weniger als einem Tag zu bewältigen. Dreißig Stundenkilometer können also als Norm angenommen werden.)

So ein Centurio freilich hatte Sorgen, für die wir uns Verständnis bewahrt haben. Zum Beispiel ärgerte sich Herr Pedusius, Syrier von Geburt, Legionär von Beruf und unverehelichter Liebhaber der freigelassenen Wienerin Amanda, darüber, daß er seine Pension nicht erlebte, so sehr, daß er es in seinen Grabstein (hier übersetzt) meißeln ließ: „Grausam hat der neidische Tod mich durch ein unbilliges Geschick dahingerafft, und nicht ist es mir gestattet gewesen, zu nehmen des Kriegsdienstes Lohn; nicht so lange, daß ich der teuren Freigelassenen die gebührende Sorge erwidern konnte, die es verdiente, daß ich sie möglichst pflege. Ihr mögen, ich bitte, die Schicksalsschwestern ihre Fäden auf lange ausdehnen, und sie möge oft eingedenk meine Asche aufsuchen."

Dabei hatte der gute Pedusius 24 von seinen 25 Dienstjahren in der XV. Legion abgedient und braucht uns übrigens gar nicht leid zu tun. Von seinem Centurio-Gehalt von 3750 Denaren jährlich hat er alle Jahre 1000 auf die Bank des dominus Antonius Martial legen können, und die wird er wohl seiner Amanda überschrieben haben, als Entschädigung dafür, daß er sie nach römischem Recht



MIT PROBUS

DIESER MANN WAR DEREINST FELDHERR, SPÄTER SOGAR KAISER DER RÖMER (276-282)

nicht hatte heiraten dürfen. Und auf die Obrigkeit, die ihm das verbot, hat er seinen Zorn posthum ausgelassen.

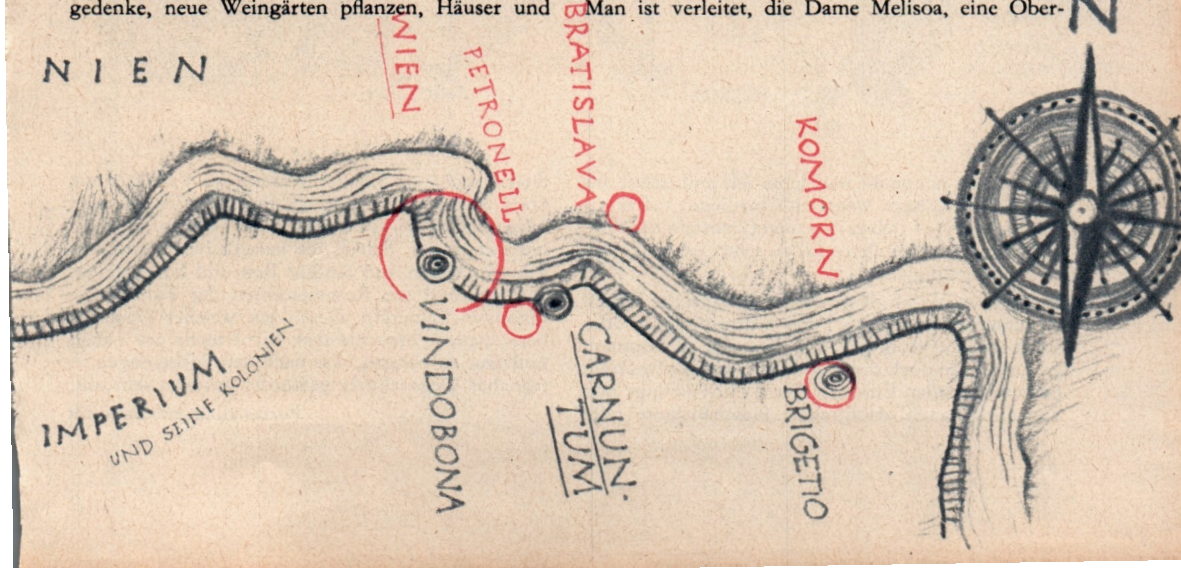
Die Obrigkeit dürfte bei den römischen Legionären, egal aus welcher Ecke des Weltreichs sie kamen, nicht beliebt gewesen sein. Die Kameraden des Centurio Pedusius und jene, die vor und nach ihm in den X., XIV. und XV. Legionen in Carnuntum, Vindobona und Lauriacum dienten, brachten immer viel zu wenig Verständnis für ihre Nöte auf. Sie, die Obrigkeit, hatte ständig Grund zur Klage. Erst paßte es den Herren Legionären nicht, immer auf die Verpflegung zu warten, die als Nachschub von den italienischen Händlern über die Alpen geschafft werden mußte. Dann hatten sie endlich die niederösterreichischen Noriker, mit Kaiser Trajans Genehmigung, soweit erzogen, daß sie erlernten, Wein und Weizen zu bauen, Tuniken zu weben, Geschirr zu töpfern und die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens zu liefern, ohne die einen die Garnisonsexistenz nicht freut; da kam Septimius Severus, dem die Weinmonopolisten in Rom arg zugesetzt hatten, und machte wieder einen Strich durch die Rechnung. Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen, sagte er und erließ ein Verbot, an der Donau edlen Wein zu ziehen. So mußten die Legionäre mit den Eingeborenen den sauren saufen. Statt daß sie, die ruhmreichen Verteidiger der römischen Exportmonopole, für diese Verständnis gezeigt hätten, kriegten sie Stielaugen, wenn sich Marc Aurel den guten Tropfen, in Schläuchen herbeigeschafft, wohl sein ließ, weil er ihr Gesöff scheußlich fand.

Kaum hatte ihr Feldherr Probus den sauren Landwein ausgespuckt und durchgesetzt, daß die Bauern der Umgebung guten süßen anbauen durften, riefen ihn die Legionäre zwar sofort zum Kaiser aus und ließen ihn feuchtfröhlich hoch leben; als er aber von ihnen verlangte, sie sollten, statt herumzusitzen und auf Kriege zu warten, die er nicht zu führen gedenke, neue Weingärten pflanzen, Häuser und Straßen bauen, da fielen sie eines Nachts über ihn her und erschlugen ihn.

Der kurzlebige Soldatenkaiser Probus erlangte viel später Weltruhm, weniger wegen seiner Ruhmestaten, als vielmehr, weil er der Probusgasse im Herzen des Wiener Heurigenviertels den Namen gab. Dort sitzen Wiener und, sofern sie sich den Sitten der Heurigenschenken anpassen, auch Barbaren an langen Tischen und trinken den selbstgebauten Wein der Hauer vom Nußberg bei mitgebrachter Salami und Radieschen und lassen sich alte Trinklieder vorsingen, um auf so heidnische Weise ihre privaten und öffentlichen Sorgen zu vergessen. Der Wiener Heurige ist nun keineswegs, wie im Ausland behauptet wird, von Hollywood erfunden worden, vielmehr vom Kaiser Probus. Daher trinkt man ihn in der Probusgasse, wo es sogar einen Römerkeller gibt.

So glaubten es jedenfalls die Wiener, bis eines Tages ein respektloser Historiker, ohne die Folgen zu bedenken, verkündete, Kaiser Probus habe mit dem Heurigen in der Probusgasse nichts zu tun, er habe den Wein nicht an die Donau gebracht, sondern an den Rhein, was ein noch kühnerer Historiker als unverdientes Kompliment auch ins Reich der Sage verbannte. Wer aber den Wein wirklich an die Hänge des Wienerwalds brachte, bleibt im Dunkel der Vorzeit verborgen. Sicher ist nur, daß die Legionäre von Carnuntum und Vindobona ihn getrunken haben.

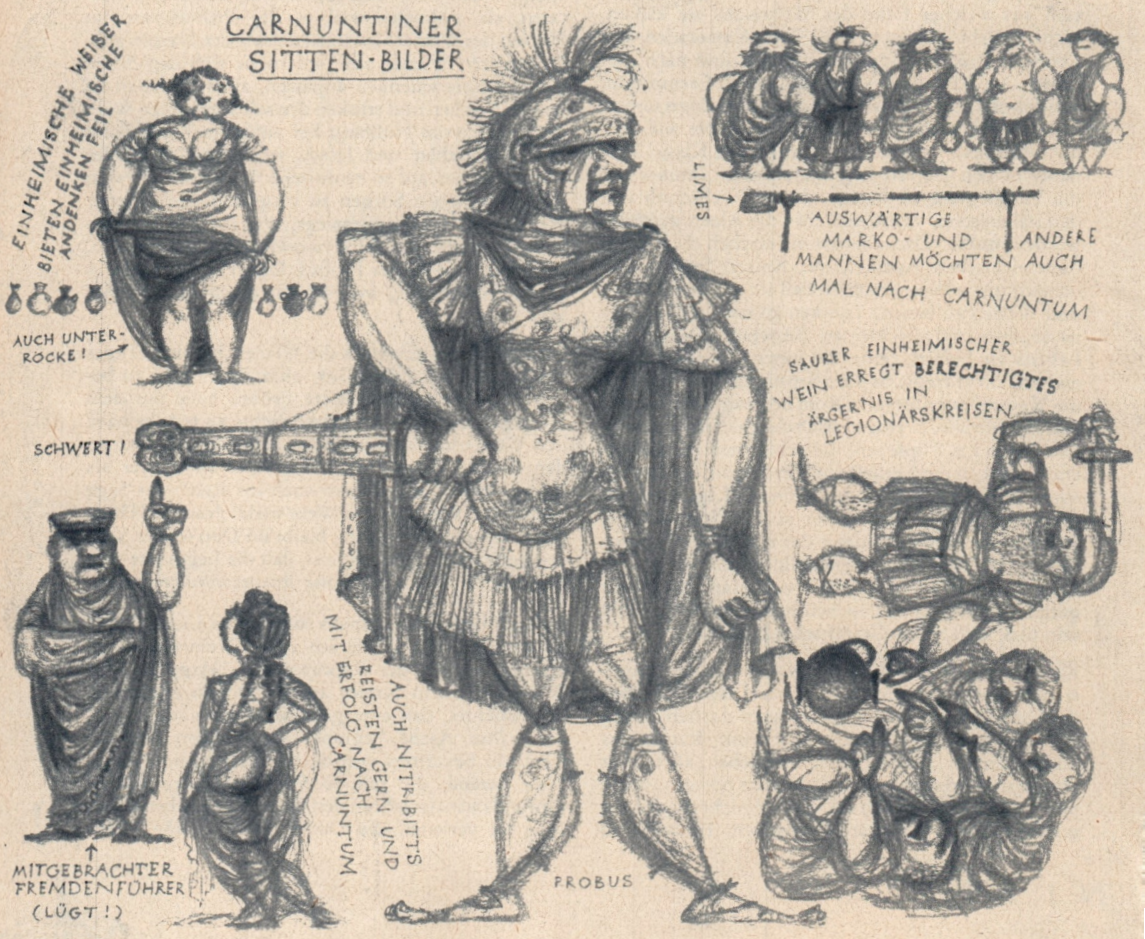
Er muß auch schon damals so manches Liebesdrama verschuldet haben, wie aus einer Grabinschrift zu ersehen ist, die der Reporter des „Magazins" im Weinmuseum in Krems an der Donau entdeckte. Sie berichtet, daß eine gewisse Melisoa unter dem Stein ihre Asche begraben ließ, neben der des Centurio Severinus von der X. Legion und seiner Frau Serena, die mit fünfunddreißig, respektive fünfundzwanzig Jahren den Gifttod gestorben seien. Man ist verleitet, die Dame Melisoa, eine Ober-



österreicherin, nicht von allem Verdacht freizusprechen, zumal sie, gestorben mit dreißig, kaum die Mutter eines der beiden Ehegatten gewesen sein dürfte.

Sein undramatisches, aber fröhliches Ende dürfte der Trompeter Valerius von der XV. Legion auch dem Wein zu verdanken haben: „Vivite felices, quibus est data longior ora; vixi ego, dum licuit, dulciter ad superos. Dicite, si merui: Sit tibi terra levis!" (Lebt als Glückliche, denen eine längere Frist beschieden

Nitribitts leisteten sich den Luxus einer Sommerreise an die Donau. Man hatte es sich einiges kosten lassen, um über den „Eisernen Vorhang", damals nannte man diese sagenhafte Einrichtung limes, einen Blick zu den wilden Markomannen zu werfen. So eine Kutsche war gar keine billige Sache, besonders wenn sie mit Glasfenstern, Klapptischchen für Brettspiele, mit beweglicher Sonnenuhr und einem Meilenmesser (heute heißt das Tachometer) ausgestattet war. Und wenn Kutscher und Be-



ist. Solange es erlaubt war, lebte ich angenehm auf der Oberwelt. Sagt, wenn ich's verdiene: Leicht sei dir die Erde!) — ließ er in seinen Grabstein meißeln, der jetzt im Schloß Petronell zu sehen ist, und starb sechsunddreißigjährig.

In Rom war es Mode geworden, ausgiebige Reisen zu unternehmen, etwa, den Garnisonen an der Reichsgrenze wohlwollende Besuche abzustatten. Schützten sie doch die Kultur vor den Barbaren im finsteren Norden Europas. Nicht nur Höflinge und Senatoren, auch erfolgreiche Geschäftsleute oder

diente auch nur Sklaven waren, essen mußten sie doch, auch schlafen — in den fünf Nächten, die man in bequemer Reisezeit von Rom nach Vindobona unterwegs war. Seit es die kaiserlichen Mansiones gab, wo Herrn und Knecht Bett und Bad geboten wurden, und die Relaisstationen der Fuhrwerksinnungen immerhin allezeit ein weiches Heulager bereithielten, brauchte man nicht mehr um Leben und Gut zu bangen, was nach dem Hörensagen in mancher Wegspelunke gefährdet gewesen sein soll,

Fortsetzung auf Seite 69

Elfriede Brüning

Münchner Mosaik

„Wer München in seiner Gesamtheit erfassen will", heißt es in einem Münchener Prospekt, der bezeichnenderweise in englischer Sprache abgefaßt ist, „müßte viel Zeit haben; Zeit, die nicht Geld ist, sondern Muße ..." Da der Textverfasser sehr gut weiß, daß die wenigsten, die heute nach München kommen, sich die nötige Muße nehmen, versichert er zwei Zeilen tiefer, daß man die Sehenswürdigkeiten Münchens auch schon an einem einzigen Vormittag genießen könne. Die Fremdenverkehrs-Industrie hat das vortrefflich organisiert: mittels Bus und Lautsprecher nämlich. Ich erspare mir den Bus und trödele zu Fuß durch die Straßen, aber nicht nur, um Wiedersehen mit Gebäuden zu feiern. Mich interessieren in erster Linie die Menschen. Wie leben sie im Zeichen des sogenannten Wirtschaftswunders? Und: Sind alte Freunde noch die gleichen geblieben? Um das zu erfahren, bin ich hergekommen.

Zwei Tage später bin ich um einige Erfahrungen reicher. Unsere Gastgeberin arbeitet als Sekretärin in einem großen Betrieb. Als Kinder haben wir zusammen Murmeln gespielt, dann wirbelte uns das Leben auseinander. Jetzt sind unsere Kinder schon erwachsen. Der Zufall hatte uns im vorigen Jahr auf der Leipziger Messe zusammengeführt; es reizte uns, die frühere Bekanntschaft wieder aufzufrischen. „Ihr müßt uns besuchen", sagte Ellen herzlich. „Seht euch mal an, wie wir in München leben. Platz habe ich genügend. Ich bringe euch alle unter."

Ja, Platz war wirklich genügend in der hübschen Villa, die Ellen mit ihrer Familie bewohnt. Im ersten Augenblick war ich frappiert. Dreihundert Mark Miete im Monat? Das kann man sich hier als einfache Sekretärin leisten? Bald wurde mir handgreiflich vor Augen geführt, wie man so etwas macht. In München zahlt man für ein möbliertes Zimmer einschließlich Frühstück zweihundert Mark. Also wird ein Zimmer der Villa vermietet, den Rest der Miete steuert die achtzigjährige Mutter, die nebenbei die leichten Hausarbeiten versieht, von ihrer Rente zu. Was die alte Frau, die sich selber verpflegen muß, von ihrer Rente erübrigt, locken abwechselnd die Enkelkinder aus ihr heraus: die zwei schon berufstätigen Mädchen, der Junge, der noch in die Schule geht. Keiner weiß vom anderen, wieviel er verdient, keiner verlangt es auch zu wissen, es übersteigt das Interesse, das einer am anderen nimmt. Beim Weggang werden Schübe und Schränke sorgfältig abgeschlossen. Ja, selbst das Telefon wird blockiert, der Schlüssel in einer Kassette verschlossen, nur die Anrufe von außen kann man so entgegennehmen. — Ein besonders krasses Beispiel zärtlichen Familienlebens, in dem einer dem anderen mißtraut? Eines Abends sprach ich mit Ellen darüber. Sie schien mich nicht zu verstehen. „Was willst du?" sagte sie achselzuckend. „Das ist hier überall so. So leben wir halt."

Ich versuchte, mit den jungen Menschen ins Gespräch zu kommen. Monika, die Älteste, ist Übersetzerin. Sie arbeitet freiberuflich, verbringt halbe Tage damit, Aufträgen nachzujagen. Die Abende verbringt sie mit ihrem Freund, einem Medizinstudenten, der — fast muß man sagen: hauptberuflich — als Versicherungsagent tätig ist. Sein „Job" ermöglicht es ihm, mit einem Volkswagen herumzufahren. — Ute, die Graphikerin, malt Vignetten in Prospekte einer Werbefirma. Aufstiegsmöglichkeiten? Ute zuckt gelangweilt die Achseln. „Gar keine ... Vielleicht mache ich mich mal selbständig. Aber dazu gehört Kapital." — Klaus, der Jüngste, hat wenigstens ein richtiges „Hobby". Er ist Mitglied einer Schüler-Jazzkapelle. Abends ziehen die jungen Burschen los, spielen auf offener Straße, hinterher gehen sie mit der Mütze sammeln. 38 Mark haben sie an einem Abend eingenommen. Der Erlös wird redlich geteilt, später in Schwabing in den Jugendklubs auf den Kopp gehauen ...

„Wird in euren Klubs auch diskutiert?" wollte meine Tochter wissen. „Behandelt ihr irgendwelche Probleme?" Klaus muß lange überlegen. Schließlich fällt ihm etwas ein: „Im ‚Teenager-Klub' zeigen sie morgen einen Film. Ich glaube, irgendwas mit Jugendproblemen. Kannst ja mal mitkommen." Zu dritt zogen sie am nächsten Abend los, kamen enttäuscht zurück — am meisten enttäuscht war meine Tochter. „‚Ehe im Schatten' haben sie gezeigt", erzählt sie. „Aber kein Wort davon, daß das ein DEFA-Film ist. Hinterher liefen gleich alle auseinander. Ich hatte die Leiterin vorher gefragt, ob ich den Jugendlichen Fragen stellen dürfe. Weißt du, was sie geantwortet hat? ‚Politische Gespräche wollen wir hier ja nicht.'"

Unbewältigte Vergangenheit — das Schlagwort

Viele Familien hausen in Baracken, während luxuriöse Villen oft nur Wochen im Jahr benutzt werden

geistert auch in München herum. Was tut man, um die Vergangenheit zu „bewältigen"? Was fünfzehn lange Jahre versäumt wurde, kann eine „Anne Frank" nicht gutmachen. Wir laden Ute ein, sich mit uns den schwedischen Dokumentarfilm „Mein Kampf" anzusehen. Sie lehnt gelangweilt ab. Wir fahren nach Dachau hinaus, ins frühere KZ — sie will uns auch dorthin nicht begleiten. („Was gibt es da schon zu sehen?") Wir sind erschüttert über so viel Indolenz, erschüttert auch über die Flüchtlinge in den ehemaligen Blocks, für die das Wirtschaftswunderland aus wohlberechneten Gründen auch heute noch keine menschenwürdigen Wohnungen hat. — Als wir zurückkommen, wird im Zentrum Münchens gerade mit großem Pomp die Premiere des Wernher-v.-Braun-Films „Der Weg zu den Sternen" gestartet, eine plumpe Verherrlichung eines der Erfinder der V2-Rakete. Der clevere Reklamechef hat vor dem Kino ein paar Raketen montieren lassen. Die Wirkung, die er dadurch heraufbeschwört, war sicher unbeabsichtigt: Eine erregte Menschenmenge hat sich vor dem Kino zusammengeballt, hindert die Premierengäste — Herren im Smoking und Damen in großer Abendtoilette —, ins Innere zu gelangen. Transparente zucken auf: „Ami-Raketen greifen nicht nach den Sternen, sondern nach dem Leben!" Die empörten jungen Menschen, die an diesem Abend am Stachus zusammengeströmt sind, um gegen eine Verdrehung der Vergangenheit zu protestieren, vor einer Wiederholung zu warnen, heißen uns hoffen... Es gibt also auch in München noch eine andere Jugend.

Ich suche den Lektor eines großen Verlages auf. Wir kennen uns von früher, und ich weiß, daß er erst vor kurzem aus Israel zurückgekehrt ist. Es ist nicht ganz einfach, ihn aufzustöbern. Das geistige Zentrum dieses größten süddeutschen Verlagsunternehmens — Herausgeber zahlreicher Bücher und einiger illustrierter Blätter — ist in einen winkligen Altbau verbannt, weitab von der glitzernden Verkaufsfassade. Man verweist mich um mehrere Ecken, über einen Hof, vier Treppen hoch. Das Lektoratszimmer ist klein und eng, überladen mit Möbeln, die seltsamerweise den Krieg überlebt haben. Es sieht aus wie in einem Trödlerladen. Mein Gastgeber muß erst einen Packen Zeitschriften beiseite räumen, bevor er mir einen Stuhl hinschiebt; er tut, als ob er sich für diese Geste bei mir entschuldigen müßte. Das Wort vom „Wirtschaftswunder" will mir in dieser Umgebung nicht recht über die Lippen. Mein Gegenüber ist es, der das Gespräch darauf bringt. „Haben Sie sich von der glänzenden Fassade hier bereits einfangen lassen?" fragt er. Er sieht müde aus, verbittert. Er schiebt mir eine Zeitung zu, die heutige Ausgabe des „Münchner Merkur". Eine Anzeige hat er rot angestrichen. Ich lese:

„61jähriger Herr mit langjährigem Aufenthalt in Brasilien sucht evtl. Betätigung als Übersetzer in Portugiesisch (perfekt) und gutem Französisch. Übernehme zwecks Vollbeschäftigung gerne auch andere Arbeiten, evtl. Botengänge..."

„Das ist genau unsere Situation", sagt der Lektor. „Geist ist nicht gefragt. Meine Frau und ich sind hier völlig isoliert. Was das ‚Wirtschaftswunder' aus den Menschen gemacht hat ..."

Er versucht, mir das näher zu erklären: Es gibt Bauarbeiter, die überdurchschnittlich gut verdienen. Natürlich sind solche Spitzenverdienste Ausnahmen. Von den rund 300000 Bauarbeitern in Bayern verdienen 80 Prozent nicht mehr als die Tariflöhne. Aber jeder spricht nur von den Spitzenlöhnen, trachtet, von dem großen Kuchen, genannt Wirtschaftswunder, ein möglichst großes Stück für sich herauszuschneiden. Wer nur 40 Stunden in der Woche arbeitet, verdingt sich die restlichen Stunden „schwarz", auch Sonntagsarbeit gehört nicht mehr zu den Seltenheiten. Es gibt Fälle, in denen Maschinisten 90 Stunden in der Woche arbeiten. Bauherren verlangen von ihren Arbeitern eine Wochenarbeitszeit von 60 Stunden, weil sie den Neubau so schnell wie möglich in Betrieb nehmen wollen. Warum diese Eile? Die Frage erübrigt sich, wenn man weiß, daß für eine Dreizimmer-Wohnung in München 300 Mark, für eine Zweizimmer-Wohnung 200 Mark und darüber verlangt werden — und von den zahllosen Wohnungsuchenden notgedrungen auch gezahlt werden müssen.

Unser Gespräch wendet sich der Kultur zu. Was wird für sie getan? Der Lektor weist mit einer resignierten Handbewegung auf den Stapel illustrierter

Zeitschriften auf seinem Tisch. „Das ist die Kost des westdeutschen Normalverbrauchers. Darüber hinaus gibt es fast nichts." Er versteht nicht, daß ein Buch über die Menschen im Konzentrationslager Buchenwald bei uns zum Bestseller werden konnte. „Ihre Menschen lesen so etwas — und unsere nicht. Woran liegt das?" — Einen Tag später hätte ich ihm seine Frage sehr gut beantworten können; ich habe Gelegenheit, mir die Bibliothek eines großen Münchener Betriebes anzusehen. Seichte Unterhaltung, wohin man blickt, dazwischen Hitlers Hausdichter vom Schlage Grimm und Blunck. „So etwas leihen Sie hier noch aus?" „Aber natürlich", sagt die Bibliothekarin. „Es wird doch viel verlangt ..."

Am letzten Tag haben wir ein Erlebnis, das noch lange in uns nachklingt. Wir unternehmen einen Autoausflug in die Umgebung Münchens. Plötzlich wird unser Wagen gestoppt, ein kräftiger Bayer tritt heran: „Meine Herrschaften, dies ist eine Privatstraße — gebührenpflichtig. Die Benutzung kostet 2,40 Mark ..." Er unterbricht sich, stutzt: „Sie kommen aus der DDR? Ich lasse Sie für eine Mark passieren." — Auf der Rückfahrt kommen wir mit dem Mann ins Gespräch, man merkt, es ist ihm ein Bedürfnis, sich das Herz auszuschütten. „Es ist nicht alles Gold, was glänzt", beginnt er unvermittelt. „Diese Villen hier? Die meisten sind nur drei Wochen im Jahr bewohnt, stehen die übrige Zeit leer. Aber für uns gibt es keine menschenwürdige Wohnung."

Abends sehen wir uns seine Behausung an: ein ausgebautes Stallgebäude. Nur die Küche ist heizbar, hier spielt sich im Winter das Leben der fünfköpfigen Familie ab. „Wir hausen seit fünfzehn Jahren in diesem Stall", sagt er bitter. Er wechselt einen Blick mit seiner hübschen jungen Frau, die ihm tapfer zulächelt, und dann fährt er fort: „Unsere kleine Katrin wäre nicht gestorben, wenn wir eine bessere Wohnung gehabt hätten."

Erregte Menschenmengen protestieren vor einem Münchener Kino gegen die Verherrlichung des USA-Raketenforschers von Braun

Wir sitzen noch lange zusammen. Ja, als es spät ist, zu spät für die Rückfahrt nach München, fordert uns das Ehepaar wie selbstverständlich auf, bei ihnen zu übernachten. Die Kinder sind gerade bei den Schwiegereltern, da haben sie Platz genug ... Wir leeren noch zusammen die Flasche Wein, die unser Freund für einen besonderen Anlaß aufbewahrt hat. „Dies ist solch ein Anlaß", behauptet er, und wir wagen nicht zu widersprechen. Am nächsten Morgen trennen wir uns wie langjährige Freunde. Nachdenklich fahren wir nach München zurück. Findet man echte Gastfreundschaft wirklich nur bei einfachen Menschen?

Auf der langen Autobahn habe ich Zeit, Fazit zu ziehen. Hat sich meine Reise gelohnt? Gewiß war sie aufschlußreich. Um das Wesen eines Menschen zu ergründen, genügt es nicht, ihm nur bei festlichen Anlässen zu begegnen. Man muß ihn in seiner Behausung, muß ihn bei seinen alltäglichen Verrichtungen sehen. Auch den Lebensstandard der Westdeutschen, scheint mir, kann man nicht nur von der Dichte des Autoverkehrs, von den Reklamelichtern oder von dem — zugegeben — vorzüglichen Kundendienst der Tankstellen ablesen. Man muß tiefer loten.

LEO TOLSTOI

Der Hai

Vor 50 Jahren, am 20. November 1910, starb der russische Schriftsteller Leo Tolstoi. Sein Todestag wurde in diesem Jahr zum Gedenktag der Weltfriedensbewegung erklärt.

Tolstoi war und ist heute noch das Vorbild der meisten großen Romanautoren der Welt. Zugleich war er ein berühmter Dramatiker und Volkserzähler. Weniger bekannt ist seine Rolle als Erzieher. Er hat Schulen für Dorfkinder gegründet und geleitet und zu Zwecken des Unterrichts — oft unter Mitarbeit der Kinder — Lesebuchgeschichten, Fabeln und Märchen erzählt oder nacherzählt, die 1875 gesammelt als eine Art Fibel unter dem Titel „Das neue Alphabet" erschienen.

Das folgende Lesestück ist diesem Band entnommen. Er ist deutsch in diesem Jahr zum erstenmal im Verlag Rütten & Loening, Berlin, herausgebracht worden.

Unser Schiff lag an der afrikanischen Küste vor Anker. Es war ein wunderschöner Tag, vom Meer wehte die ganze Zeit ein frischer Wind herüber; doch gegen Abend änderte sich das Wetter, es wurde schwül, und wie aus einem glühenden Ofen schlug uns die heiße Luft der Wüste Sahara entgegen.

Vor Sonnenuntergang kam der Kapitän aufs Deck und rief: „Baden!" Im nächsten Augenblick sprangen die Matrosen ins Wasser, spannten Segel im Wasser aus, befestigten sie und richteten zwischen ihnen eine Badestelle her.

An Bord hatten wir auch zwei Jungen. Die Jungen sprangen als erste ins Wasser, fanden es aber zwischen den Segeln zu eng und beschlossen, um die Wette ins offene Meer hinauszuschwimmen.

Beide Jungen streckten sich im Wasser wie die Eidechsen und schwammen mit aller Kraft auf die Stelle zu, an der über dem Anker eine kleine Tonne angebracht war.

Der eine Junge überholte zuerst seinen Kameraden, blieb dann aber hinter ihm zurück. Der Vater des Jungen, ein alter Artillerist, stand auf Deck und schaute mit Vergnügen seinem Söhnchen nach. Als der Sohn zurückzubleiben begann, rief ihm der Vater zu: „Laß nicht nach! Streng dich an!"

Plötzlich rief jemand vom Deck: „Ein Hai!“, und wir alle nahmen im Wasser den Rücken des Meeresungeheuers wahr.

„Zurück! Zurück! Kommt zurück!“ schrie der Artillerist. Aber die Jungen hörten ihn nicht, schwammen weiter und jauchzten noch ausgelassener und lauter als zuvor.

Der Artillerist, totenblaß und erstarrt vor Entsetzen, blickte zu den Kindern hin.

Die Matrosen machten ein Boot flott, stiegen Hals über Kopf ein, legten sich in die Ruder und fuhren mit Windeseile auf die Jungen zu; doch sie waren noch weit von ihnen entfernt, als sich der Hai ihnen schon bis auf zwanzig Schritt genähert hatte.

Die Jungen hörten zuerst nicht, was man ihnen zurief, und bemerkten den Hai nicht; doch dann wandte sich einer von ihnen um, und wir alle hörten einen gellenden Schrei und sahen, daß die Jungen in verschiedener Richtung auseinanderschwammen. Dieser Schrei hatte den Artilleristen gleichsam geweckt. Er riß sich von seinem Platz los und lief zu den Geschützen. Er drehte eine Lafette um, beugte sich über das Geschütz, zielte und nahm die Zündschnur.

Wir alle, so viele wir auf dem Schiff waren, erstarrten vor Entsetzen und warteten darauf, was kommen würde.

Ein Schuß erdröhnte, und wir sahen, daß der Artillerist neben dem Geschütz zu Boden fiel und mit den Händen das Gesicht bedeckte. Was mit dem Hai und mit den Jungen geworden war, konnten wir nicht sehen, weil uns der Rauch für ein paar Augenblicke die Sicht verdeckte.

Doch als sich der Rauch über dem Wasser verzogen hatte, wurde von allen Seiten ein zuerst leises, dann immer stärker werdendes Gemurmel hörbar, bis schließlich von allen Seiten laute, freudige Ausrufe ertönten.

Der alte Artillerist öffnete die Augen, erhob sich und blickte aufs Meer.

Auf den Wellen schaukelte der gelbe Bauch des Hais. In wenigen Minuten hatte das Boot die Jungen erreicht und brachte sie aufs Schiff.

Vignette: Kurt Zimmermann

Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift

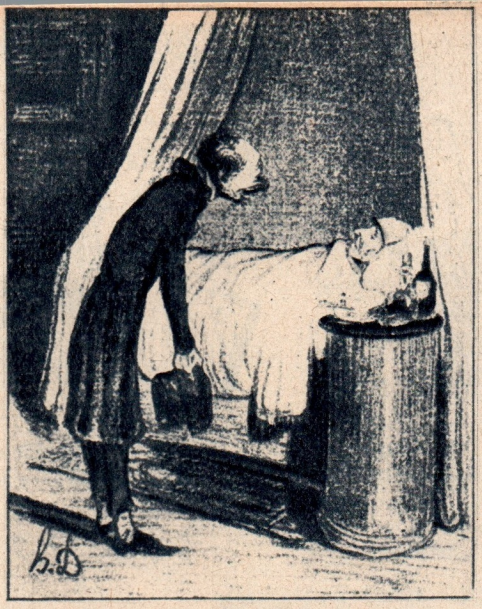
Abel Faivre

Arzt und Patient!

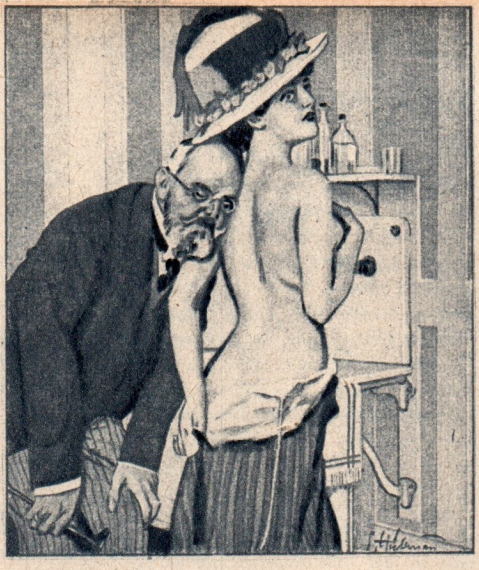
Vor einem halben Jahrtausend entstanden die beiden hier abgebildeten Zeichnungen. ‚La Patientia' die eine, von dem Flamen Pieter Brueghel, die andere von dem Deutschen Hans Weiditz. Sie stellt den Quacksalber dar, dessen „Gelahrtheit" den unwissenden Dulder mit Sprüchen, Mixturen, Karten und Würfeln Zukunftsaussicht und Heilung versprach. ‚Das Erdulden aller aus der Unterwelt steigenden Gebrechen, das Hinfällige, das einem immer verborgen bleiben wird', schreibt Brueghel unter seinen Kupferstich, in dem man studierend immer wieder neuen Spuk und Phantasmagorie herauslesen kann, während Weiditz in seinem Holzschnitt die „Kranken, Blinden und Lahmen" heranruft. Scharlatan Hahn stolziert vor den gläubigen Kröten, Affen und Säuen, denn die Allesglauber wünschen den Alleswisser, der ihnen Linderung verspricht in einer Welt, die voll ist von den Dämonen des Elends, besessen vom Teufel der Unwissenheit und be-

Hans Weiditz · Der Hahn als Quacksalber

„Arzt und Kranker" nennt Waldemar Grzimek sei Plastik, die Professor Dr. Theodor Brugsch am Kranke bett des Künstlers zeigt (Bronze, 1955)



Honoré Daumier · „Ich bin Vertreter eines Bestattungsgeschäftes und wollte mich nur erkundigen, ob . . . "



G. Hülemann · „. . . merkwürdig, ich höre immerfort die ‚Lustige Witwe'!"
„Aber, Herr Professor, das ist ja in der Etage über uns!"

drückt und ausgepreßt von der Gottheit Obrigkeit. ‚La Patientia', die Duldsamkeit, war das Sinnbild für lange Zeiten.

Vor 250 Jahren entstand in Berlin das berühmte Krankenhaus, die Charité. Zunächst als Pesthaus, dann war sie kurze Zeit Arbeitshaus, um erst allmählich das zu werden, als was wir sie heute kennen. Die Mediziner feiern in diesem Monat den Gründungstag dieser großen Krankenstadt, und wir bringen ihnen diesen „Zeichenstift" als kleine Festgabe. Ein anekdotisches Denkmal gewissermaßen aus Zerrbild und Druckerschwärze.

PATIENTIA EST MALORVM QVÆ AVT INFERVNTVR AVT ACCIDVNT, CVM ÆQVANIMITATE PERLATIO

Pieter Brueghel

Von berühmten Ärzten

Eine Dame, die öfters an heftigem Kopfschmerz litt, bat Dr. Heim in merklicher Beklemmung und mit vielen Umschweifen um Entschuldigung, wenn sie sich eines Mittels bediente, welches ihr als unfehlbar gerühmt worden sei. Sie sollte nämlich, wenn ihr Übel einträte, den Kopf mit Sauerkohl bedecken. „Sehr gut", antwortete Heim, „aber vergessen Sie nur nicht, auch eine Bratwurst oben drauf zu legen."

★

Hufeland stellte Dr. Heim zur Rede, daß er und seine Kollegen sich so häufig als Heilmittel des Arseniks bedienten. Arsenik wäre doch ein Gift, und es sei denkbar, daß damit viel Schaden angerichtet werden könne.

„Wie würden Sie sich, lieber Heim, an jenem Tage verantworten wollen, wenn Ihnen der liebe Gott Rechenschaft abfordert?"

Heim klopfte Hufeland auf die Schulter und antwortete: „Ich würde sagen: Lieber Junge, das verstehst du nicht."

★

Markus Herz sagte zu einem Patienten, der sich aus medizinischen Büchern selber zu kurieren pflegte: „Nehmen Sie sich in acht, Sie sterben noch an einem Druckfehler!"

★

Zu Billroth kommt ein alter Mann mit einer halbzerstörten Nase und bittet den berühmten Chirurgen, ihm doch eine künstliche Nase ansetzen zu wollen. — „Wie alt sind Sie?" fragte ihn Billroth. „80 Jahre", war die Antwort. — „Und in dem Alter wollen Sie sich noch einer so schwierigen Operation unterziehen?" „Warum nicht?" antwortete der Greis. „Mein Vater ist 103 Jahre alt geworden, warum soll ich mich die 23 Jahre mit einer halben Nase 'rumquälen?"

★

Der Chemiker Professor Eilhard Mitscherlich, dessen Denkmal im Kastanienwäldchen in Berlin steht, prüfte einen Mediziner, dem er eine recht leichte Frage vorlegen wollte; er fragte ihn nach der Darstellung der Schwefelsäure. Der Jünger Äskulaps besann sich einen Augenblick und erwiderte dann mit Bestimmtheit: „Man nimmt Schwefel und gießt Essig darüber!" Professor Mitscherlich sah den jungen Menschen einen Augenblick ganz erstaunt an wegen der verblüffenden Einfachheit dieser Darstellungs-

Paul Simmel · Konjunktur
Arzt: „Sie haben Nierensteine, Herr Hinkedei!" „Und Arterienverkalkung habe ick doch oock, da werde ick 'n Baugeschäft uffmachen!"

Jean Effel · Der Schöpfer
„Es ist rot — also links."

M. Frischmann „Seh Sie, Herr Kollege, das der grundlegende Unt schied: den Patienten ster Klasse dient die är liche Wissenschaft. u die Patienten dritter Kl se dienen der ärztlich Wissenschaft."

Heinrich Zille · Verfehlte Wirkung
„Wenn Sie so weiter trinken, bekommen Sie ein Bierherz, Leber, Nieren und Magen wie hier auf der Abbildung."
„Pfui Deibel, Herr Doktor, da muß ick aber jleich nachher een druff trinken!"

Erich Schmitt · „Können Sie mich noch mal zum Röntgen schicken, Herr Doktor? Sie haben dort so einen hübschen jungen Kollegen."

ise und sagte dann: „Wissen Sie, nger Freund, es wäre entschieden rteilhafter, Sie gäben das Studium r Medizin auf und errichteten eine hwefelsäure-Fabrik nach Ihrem uen Verfahren!"

★

er Berliner Chirurg Professor Bardeleben erzählte folgende xamenfrage eines alten General- ztes: „Was würden Sie tun, wenn e auf das Schlachtfeld gerufen und nen gesagt würde, das Pferd des lajors wäre gestürzt und hätte sich s Schlüsselbein gebrochen?" Der xaminator habe alle möglichen Ver- nde und Heilmittel als unzweck- äßig abgewiesen und nur die Ant- rt hören wollen: „Ich würde das ferd für eine hohe Summe an ein luseum verkaufen, denn sonst gibt — keine Pferde mit Schlüssel- inen!"

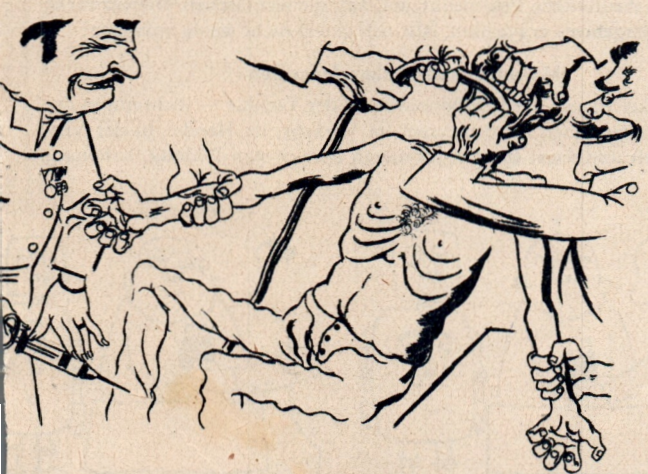
★

ei einem Rigorosum stellte Hyrtl einen zu prüfenden Jüngling, der doch vor Angst ungemein zitterte, Frage: „Was wissen Sie über die unktionen der Milz?" Der Kandi- t, der noch nie etwas von Funktionen r Milz vernommen hatte, jedoch uhte, dieses Kapitel überschlagen zu ben, stotterte höchst verlegen: Herr Professor, ich habe sie gewußt, doch ganz vergessen."

yrtl stand nun auf, legte die beiden ände auf die Schultern des Kandi-

daten und sprach in hochernstem, düsterem Tone: „Unglücklicher! Sie sind der einzige Mensch auf der Welt, der es gewußt hat, und Sie mußten es gerade vergessen."

★



orge Grosz „In drei Tagen sind Sie felddienstfähig!"

Dem berühmten Kliniker lamentierte eine Dame bei einem Souper alles mögliche vor und fragte ihn zum Schlusse: „Und nun, Herr Geheimrat, raten Sie mir, was ich tun soll!" — Anwort: „Gnädige Frau, ich würde mich an einen tüchtigen Arzt wenden."

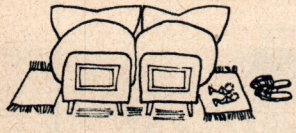
★

Bestimmungsgemäß muß an der medizinischen Fakultät ein drittes Examen (wenn zwei vorbeigelungen sind) vor einer Kommission abgelegt werden. Als Virchow vor dieser einen Kandidaten prüfte und sich ehrlich abgemüht hatte, sagte er zum Schluß: „Es laufen soviel dumme Ärzte 'rum, Sie haben das Examen bestanden."

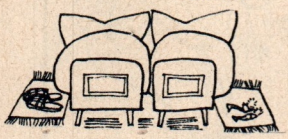
★

In medias res

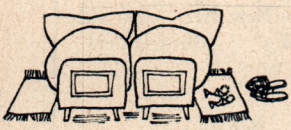
Meine Herren! Indem ich Ihnen zum neuen Jahr meine herzlichsten Glückwünsche darbringe, wende ich mich zu den Eingeweiden und lege Ihnen den Magen eines Schnapssäufers vor.



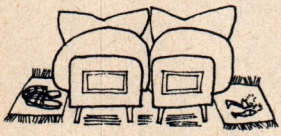
Montag



Dienstag

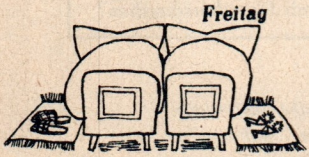


Mittwoch

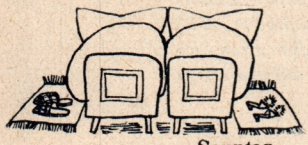


Donnerstag

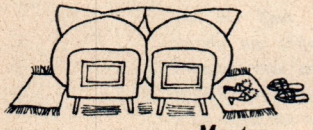
Freitag



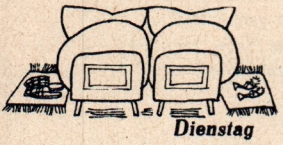
Sonnabend



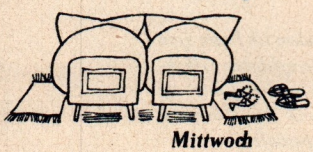
Sonntag



Montag



Dienstag



Mittwoch

DIE ROBOTER SIND

Fritzchen Müller, eifriger Leser abendländischer „Zukunftsromane", wiegt das eben verschlungene „Utopia"-Heft in der Hand und zieht nachdenklich die Stirn kraus.

Da wäre alles so smart: dieser flotte Verkehr im Weltraum, diese Eroberungen ferner Welten im All, diese ganze perfektionierte Technik. Wenn nur die verfluchten Roboter nicht wären, die Eingeborenen-Diener von morgen! Zuerst stellen sie sich ganz gelehrig und gehorsam an. Aber dann, eines unschönen Tages, haben sie genug gelernt und gedient. Sie sind ihren Herren und Meistern über: die Welt wird von den emanzipierten Robotern beherrscht, und die Menschen fronen hart im Weinberg ihrer Herren. Eine furchtbare Gefahr dämmert da für die Menschheit herauf!

Lange bevor es soweit ist, dürfte allerdings etwas anderes dämmern: der Verstand des Fritzchen Müller, der ja nicht ewig dem Bombardement der „Utopias" und anderer „Zukunfts"-Schmarren wehrlos ausgesetzt sein wird. Er wird dann lernen und begreifen, daß die Roboter Geräte sind, die von Menschen nicht nur ersonnen und gebaut, sondern auch eingesetzt werden, um bestimmte — meist komplizierte Steuer- und Kontrollaufgaben — laufend zu lösen oder schwere mechanische Aufgaben auszuführen. Daß sie oft in den äußerlichen Formen der menschlichen Gestalt nachgebildet sind, ist meistens nur Spielerei. In Wirklichkeit sind für Roboter alle möglichen Formen denkbar, und die beste ist immer jene, die am besten dem vorgesehenen Einsatzzweck entspricht. Sie können also ebensogut wie eine Kokosmatte oder eine Schuhschachtel, wie eine Säule oder ein Kleiderschrank aussehen.

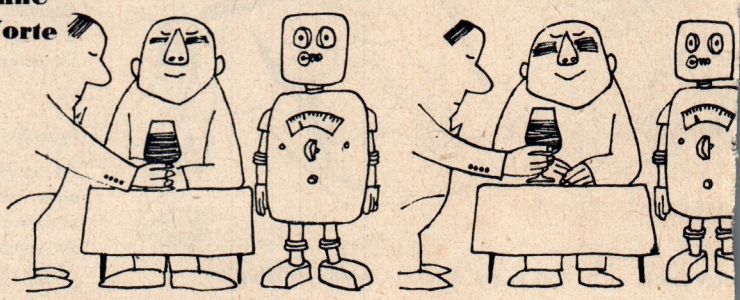
Ihre „Seele" ist ein sogenanntes Elektronengehirn, ein elektronisches Rechen- und Regelgerät, das präzise und schnell Rechen- und Steueroperationen ausführt. Es kann groß oder klein und mehr oder weniger kompliziert sein; es kann einfache Karteiarbeiten verrichten oder — immer auf Grund vorgegebener Befehle — ganze Fabrikanlagen dirigieren. Aber es kann nicht den einfachsten Gedanken selbständig fassen oder gar sich, aus eigener Reaktion gegenüber Umweltfaktoren etwa, von selbst konstruktiv „höherentwickeln". Wie alle technischen Hilfsmittel der Menschen tun sie das, was man ihnen „befiehlt", wozu man sie anwendet; ihren Herren über den Kopf zu wachsen, vermögen sie nie! Wie alle technischen Hilfsmittel, vom Faustkeil bis zur Atomenergie, lassen sie sich freilich gerade deshalb widerstandslos auch für schlechte Zwecke mißbrauchen.

Und mit den modernsten Mitteln der Kybernetik („Kunst des Steuermanns"), wie man das theoretische Feld nennt, auf dem die technischen Wunderwerke der Elektronengehirne erwuchsen, läßt sich gewiß nicht wenig anfangen!

Maschinenhallen ohne Menschen

Die Möglichkeiten zu einer Revolutionierung der Technik — nicht nur in der Industrie, sondern auch im Bauwesen, im Verkehr, im Handel, in der Verwaltungsarbeit und sogar für den subtileren Bereich von Bildung, Erholung

Ohne Worte



Karl Böhm:

Automaten contra Mensch?

und Gesundheit! —, die durch die Kybernetik eröffnet werden, dehnen sich heute bereits unabsehbar weit vor unseren Blicken. Und dabei stehen wir erst ganz am Anfang damit! Schon wissen wir jedoch, daß und wie es möglich ist, ganze Taktstraßen von Maschinen in der Fertigung durch Apparate steuern zu lassen, ohne daß ein Mensch seine Finger im Spiele hat — oder dichtmaschige Verkehrsnetze, einschließlich Bahnhöfen, Verladeeinrichtungen und Sicherungen sicher und absolut zuverlässig in Betrieb zu halten, ohne Stellwerker, Lokomotivführer oder Schrankenwärter. Geräte, die ganze Heere von Buchhaltern, Rechnern, Kalkulatoren, Zählern ersetzen, gibt es schon lange — eine Tatsache, die angesichts der unvermeidlichen Zunahme von Büroarbeiten infolge der immer mehr anwachsenden und komplizierteren Produktions- und Planungsarbeiten keineswegs zu unterschätzen ist. Sogar für so schwierige „Künste" wie Schachspielen, ärztliche Diagnostik, Übersetzen aus fremden Sprachen und so weiter gibt es schon Spezial-Automaten oder doch Vorstufen dazu.

Von der technisch-wissenschaftlichen Grundlage her — die ja außerdem keineswegs unverändert bleiben wird — besteht also bereits heute ein umfangreicher Fundus, der es gestattet, zahlreiche schwere und schwierige Arbeitsvorgänge auf allen Gebieten zu automatisieren. Auf diese Weise werden die Menschen von allen Aufgaben — auch auf dem Gebiet der geistigen Arbeit — entlastet, die leichter, schneller, billiger, meist auch besser und sicherer, von Maschinen und Geräten übernommen werden können.

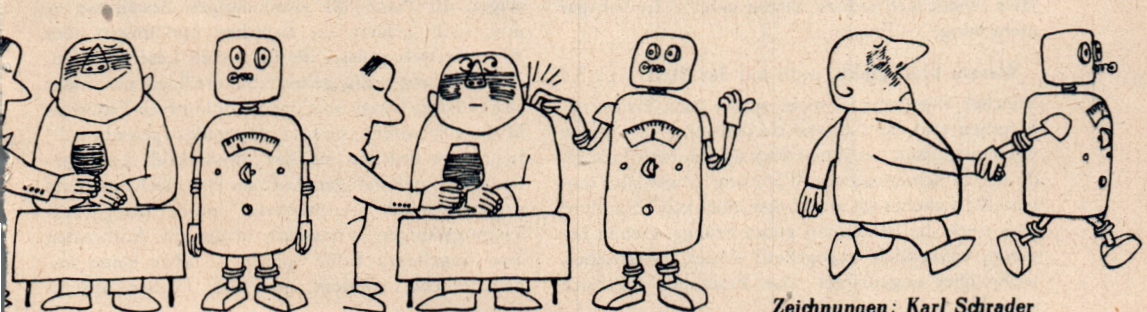
Bange Frage: Was geschieht dann mit den Menschen?

Werden sie „eingespart" und „überflüssig"? Solche Fragen hört man oft, wenn von der Automatisierung die Rede ist.

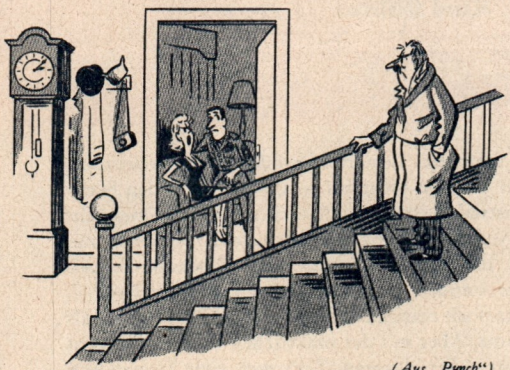
Tatsächlich tauchen im Gefolge der „denkenden Maschinen" schwierigste soziale Probleme auf, und hinter dem gedämpften Geräusch automatisierter Taktstraßen vernimmt ein geschärftes Ohr bereits das Stampfen demonstrierender Arbeitslosenzüge. Aber beileibe nicht bei uns, sondern in den hochindustrialisierten kapitalistischen Staaten! Dort steht die Automatisierung ebenfalls auf der Tagesordnung, und die technisch-industriellen Voraussetzungen dafür standen um einige Jahre früher und stehen heute noch manchmal reichlicher zur Verfügung als bei uns. Aber mit der praktischen Einführung geht es nur zögernd voran. Teils weil viele Firmen sich solche tiefgreifenden Umstellungen gar nicht leisten können; teils weil man die eigene „Marktunsicherheit" fürchtet, bei der jede automatisierte Erzeugung von Großserien immer geschäftlich riskant ist; schließlich aber drohen die angeführten sozialen Folgen. Letzten Endes errichtete — um nur ein Beispiel zu nennen, Automobilkönig Henry Ford III. seine neuen, von Arbeitern fast leeren Fabrikanlagen ja keineswegs, um seinen Arbeitern höhere Löhne bei verkürzter Arbeitszeit zu zahlen und seinen Kunden entsprechend niedrigere Preise abzufordern, sondern um Lohnkosten zu sparen, die Konkurrenz auszuschalten, damit seine eigene Kasse noch mehr zu füllen — und gleichzeitig Arbeitslose zu „produzieren", an deren Geschick er nur eines bedauert: daß sie nun auch keine Fordautos mehr kaufen können. Im Hintergrund grinst, wie man sieht, sogar die Krise.

Bei uns, in den sozialistischen Ländern, gibt es solche Probleme nicht. Uns kann es mit der Automatisierung gar nicht schnell genug gehen. Sie läßt die Produktivität sprunghaft anwachsen, eben, indem sie den Hebelarm der menschlichen Arbeitskraft gewaltig verlängert. Ergebnis: unsere gemeinsame, uns allen gehörende und dienende Produktion erhöht sich. Wir haben mehr (und bessere!) Waren, mehr Möglichkeiten zu bauen, mehr Kraft zur allseitigen Verschönerung unserer Welt. Und das hat mit ihren Elektronenfingern die Automatisierung getan...

Aber nie und nirgendwo sie allein! Die Menschen bleiben unentbehrlich. Nicht nur, daß sie die neuesten Geräte ersinnen und konstruieren müssen — sie haben sie auch einzurichten, neu einzustellen und in



Zeichnungen: Karl Schrader



(Aus „Punch")

„Du hast doch nichts dagegen, Papa? Marty erklärt mir das amerikanische Wahlsystem"

letzter Instanz zu überwachen, nur bei unvorhergesehenen Fällen einzugreifen, auf die keine Apparatur eingestellt ist, so daß der Mensch mit seiner spezifischen, schöpferischen Fähigkeit verfügbar sein muß.

Nicht zu vergessen: die Zahl der entsprechenden qualifizierten Arbeitsplätze wächst ja ständig und erheblich an. Es gibt immer mehr Fabriken, Baustellen, Labors und Institute, Lehr- und Studienplätze, Kindergärten und Sanatorien und vieles andere mehr, wo man menschliche Arbeitskräfte dringend benötigt. Werfen wir nur einmal einen Blick in unsere Wirtschaftspläne, und denken wir an die Maßstäbe, mit denen es auch nach ihrer Erfüllung weitergehen wird. Wenn man die Produktionsziele von, sagen wir, 1980 mit den Einrichtungen, den Arbeitsmethoden und der Organisation von heute erreichen wollte, würde bald jeder Produktionszweig, von der Industrie oder Landwirtschaft bis zum Verkehrswesen, mehr Arbeitskräfte beanspruchen, als die ganze Bevölkerung ausmacht. Es wird also im Gegenteil so sein, daß auf fast allen Gebieten mit weniger Arbeitskräften, als heute dort tätig sind, die vorgesehene Vervielfachung der Leistung erreicht werden muß.

Keine Angst also um den Arbeitsplatz! Freuen wir uns lieber auf die Veränderung, die er und die sich — verschönernd und bereichernd — auf unser ganzes Leben auswirken wird!

Hier erhebt sich jedoch wieder eine — freilich gar nicht bange — Frage:

Warum nicht gleich, nicht auf der Stell! . . . ?

Welcher Ehemann ist nicht schon nach Hause gekommen und hat sich erst dreimal über die Augen wischen müssen, um ihnen doch zu glauben: Jawohl, du bist in deiner eigenen Wohnung! Zwar alles umgestellt, manches bis zur Unkenntlichkeit verändert, aber doch die bekannten guten Stücke. Genau besehen, schließlich zugegeben: netter, praktischer, wohnlicher angeordnet. Das Erstaunen legt sich schnell.

Kein Mann aber würde sich jemals wieder von seinem Schock erholen, wenn ihn seine Frau so auf Anhieb mit einer völlig neuen, größeren, bis zum letzten Nagel neu und modern eingerichteten Behausung empfinge. So etwas gibt es nicht oder nur im Märchen von der armen Braut, die in Wirklichkeit eine verkappte Generaldirektorstochter ist. Im realen Leben braucht man dazu Geld, sehr viel Geld, das erst erarbeitet und erspart sein will, ehe es zu einer solchen umfassenden „Neuinvestition" bereitsteht.

In unserer Volkswirtschaft ist es nicht viel anders. Eine radikale Neuausrüstung mit durchgreifender Modernisierung — sprich: Automatisierung vor allem — würde nicht nur unvorstellbare Investitionsmittel verschlingen, sondern arbeitsmäßig völlig unmöglich sein; denn die Unmengen neuester Maschinen, Geräte, Bauten, Verkehrseinrichtungen und so weiter, die dazu erforderlich sind und die wir letztlich selbst erzeugen müssen, überschreiten unsere Kapazität für die nächsten Jahre bedeutend.

Das heißt, daß die massenmäßige Einführung von Automaten, die diese Modernisierung kennzeichnet, ein Prozeß ist, den man zwar verkürzen kann, der aber seine Zeit erfordert. Anfangen wird man dort, wo die Automatisierung am dringendsten, am leichtesten durchzuführen ist und den größten Nutzeffekt erzielt, zum Beispiel in der chemischen Industrie. Außerdem forciert man die Entwicklung bestimmter Zweige des Elektroapparatebaus, der Maschinenindustrie und so weiter, deren Erzeugnisse für die Automatisierung unentbehrlich sind; denn alle neuen großen Industriewerke werden bereits weitgehend mit vollautomatisierten Abteilungen eingerichtet. Bestimmte Gebiete, wie die Landwirtschaft oder das Bauwesen, verschaffen sich erst einmal die Grundvoraussetzungen dafür; dort geht es nämlich zunächst darum, alle schweren und zeitraubenden körperlichen Arbeiten auf Maschinen zu übertragen, das heißt zu mechanisieren. Und viele Betriebe oder Wirtschaftszweige müssen erst einmal maximal alle Möglichkeiten wahrnehmen, durch Arbeitsverbesserungen, Umstellungen und Neugliederung eine höhere Produktion zu erreichen.

Genauso, wenn auch natürlich weit komplizierter als hier dargestellt werden kann, wird der Weg zur konsequenten Automatisierung beschritten. Das zeigen die Pläne, die einschlägigen Beschlüsse — und, nicht zuletzt, die täglichen Meldungen über Wirtschaftsereignisse, die bei vielen Lesern zu Unrecht als langweilig gelten: Sie erzählen viel mehr spannendere Dinge über unsere Zukunft als Fritzchen Müllers Scharteke; sie sind oft geradezu sensationell! Insgesamt ergeben sie das Mosaikbild des angestrengten, zielstrebigen Aufbaus einer technisch und organisatorisch gleicherweise modernen, hochleistungsfähigen Wirtschaft, in der die Automaten eine ungeheure Rolle spielen — aber keine ungeheuerliche, sondern ganz als Diener unseres Volkes.

Vier Länder des weiten amerikanischen Kontinents habe ich kennengelernt: In Zentralamerika Mexiko und Guatemala, im Süden Peru und Ekuador. Trotz der Verschiedenheit ihrer Sprachen und kulturellen Entwicklung sind diese Länder indianisch. Aber die Indianer sind die Ärmsten der Bevölkerung; sie sind — besonders in Peru, Ekuador, Bolivien und Kolumbien — so arm, daß die Außenwelt sie „das vergessene Volk" nennt. In Peru und Mexiko leben sie heute schlechter als vor vierhundert Jahren unter ihren hochorganisierten Inka- und Aztek-Zivilisationen, die die spanische Eroberung zerstörte. Das Mißtrauen gegen die Weißen sitzt so tief, daß sie auch dann argwöhnisch bleiben, wenn Anstrengungen gemacht werden, ihnen zu helfen.

In dem abseits im Hochgebirge gelegenen Dorf Talea zum Beispiel hatte ein gerade promovierter junger Arzt seine sechsmonatige Landpraxisverpflichtung aufgenommen. In der ersten Woche brachte eine Zapotekenfrau ihr krankes Kleinkind zur Untersuchung. Der Arzt stellte Lungenentzündung fest und behandelte das Kind; der Fall war nicht schwer, und doch war das Kind am nächsten Tag tot. Voller Sorge, daß er des „bösen Blicks" angeklagt und damit seine künftige Arbeit vernichtet werden könnte, suchte der junge Arzt die Mutter auf. Sie erzählte ihm, daß sie nach seiner Behandlung, aus Furcht vor den Methoden des weißen Mannes, eine Vorsichtsmaßnahme ergriffen hätte. Sie brachte das Baby um Mitternacht zu einer besonderen Stelle im Gebirge, setzte es unbedeckt der ganzen Herrlichkeit eines kalten Mondes aus und betete zu den Göttern. Fatalistisch ergab sie sich in den Verlust ihres Kindes und klagte weder Arzt noch Götter an.

Eines Tages reiste ich in Peru mit einer nordamerikanischen Touristin zu einem wegen seiner Altertümer berühmten Ort. Die Amerikanerin war voller Bewunderung für das pittoresk-einfache Leben der indianischen Bauern. „Stimmt es", fragte sie mich, „daß die Indianer nicht weinen können?" Nachdem wir die Frage diskutiert hatten, gab sie zu, daß Mißachtung, Elend und rückenkrümmende Arbeit durch Jahrhunderte nutzlose Tränen wohl versiegen lassen könnten.

So niedrig und voller Abhängigkeit die Lebensbedingungen der Männer sind, so liegen die der Frauen immer noch eine Stufe tiefer. In den ausgedehnten Gemeinwesen und isolierten Heimen in Bergen, Tälern und im Urwald trägt die Frau die größere Bürde. Wasser muß über große Strecken geschleppt werden, Brennmaterial will gesammelt sein, und immer ist Mais für den Teig zu mahlen. Das einfache Essen wird von der Frau auf einer offenen Feuerstelle im Freien oder im einzigen Raum der Hütte gekocht. In diesem Raum lebt und schläft die Familie. Spinnen, Weben und meistens auch die Topfherstellung gehören zur Arbeit der Frauen. In vielen Gegenden ist es auch Sache der Frauen, die Lokal-

Eine typische Straßenszene in Ekuador. Auch auf dem Weg zum Markt wird die Spinnspindel der fleißigen Indianerfrau ununterbrochen gehandhabt

JOAN RODKER

Die Tränen der Indianer

Marktszene in Mexiko

Vor den berühmten Inka-Ruinen von Sachsayhuaman, in der Nähe von Lima, bitten Indianerkinder in alten Volkstrachten die Touristen um Almosen

Sie erwarten den Arzt, der hin und wieder auch in ihr Dorf kommt. Das kleine Mädchen trägt ihren kranken Bruder heran. Viele Kinder sterben früh

Eine junge indianische Mutter aus Otovalo

märkte zu besuchen und dort die Waren anzubieten. Außerdem helfen sie auf den Feldern und pflegen das Vieh.

Wenn es eine Dorfschule gibt, besuchen nur die Jungen sie, denn für ein Mädchen wird der Schulbesuch als Luxus angesehen. So ist es kein Wunder, daß das Analphabetentum steigt und in Guatemala schon bei siebzig Prozent liegt. Die Männer genießen ein größeres Ansehen. Sie können Dorfvorsteher werden und auch Verbindung zum Bezirksbeamtentum unterhalten. Nach der Arbeit kommen sie oft zusammen, erzählen einander ihre Alltagserlebnisse und finden Trost bei den starken hausgebrauten Getränken. Die Frauen haben Glück, wenn sie einen Schwatz auf dem Wochenmarkt machen können.

Die Indianer sind liebevolle Eltern und wollen eine große Familie haben. Bei der Geburt eines

Diese jungen Frauen wollen Kindergärtnerinnen werden. Sie haben das Glück, an einem der noch seltenen Ausbildungslehrgänge teilnehmen zu können

betrachtet werden. Im Hause kann das Gesicht unbedeckt sein, aber draußen unter Fremden und vor allem Ausländern bleibt es besser bedeckt. Kinder werden bis zum nächsten Baby gestillt und oft noch länger. Keine Frau ist in ihrer Blütezeit ohne ein Kind an der Brust oder auf dem Rükken und einem anderen in ihren Röcken. Die Kinder werden so gut beschützt, daß ich selten eins weinen hörte, und niemals sah ich, daß eins geschlagen wurde. Trotzdem wissen sie von ihrem zartesten Lebensalter an, daß das Leben hart ist. Mit sechs oder sieben Jahren treten sie in die Welt der Erwachsenen ein. Je nach Befähigung und Kraft arbeiten sie auf dem Feld oder im Haus, die Knaben mit den Männern, die Mädchen mit der Mutter.

Die Mädchen werden in den engverbundenen indianischen Gemeinwesen sorgfältig überwacht und heiraten meistens als Jungfrau. Die Jungen erfreuen sich größerer Freiheit. Die Mädchen heiraten mit vierzehn oder fünfzehn Jahren, die Jungen mit sieb-

Kindes wird streng am alten, vom Aberglauben geprägten Zeremoniell, festgehalten. So wird in manchen Gegenden Mexikos die Nabelschnur eines neugeborenen Mädchens unter oder in der Nähe des elterlichen Herdes vergraben. Einem alten Aberglauben nach soll dadurch aus dem Kind eine gute Haushälterin werden, die dem häuslichen Herd treu bleibt, bis sie heiratet. Bei Knaben, die nach dem Wunsch des Vaters gute Farmer oder Jäger werden sollen, wird die Nabelschnur im Feld vergraben oder auf einen Baum gehängt.

Doch die Kindersterblichkeit ist groß. Dreißig von hundert sterben vor dem fünften Lebensjahr. Durch Schmutz und schlechtes Wasser hervorgerufene Darmkrankheiten sind die Haupttodesursachen. In einem Dorf nahe der Hauptstadt Ekuadors, Quito, sprach ich mit einem Sandalenmacher, der vierundzwanzig Kinder gehabt hatte, von denen drei noch lebten. Er war der Meinung, daß die Jungfrau in seinem Fall sehr gütig gewesen sei. „Wie hätte ich so viele Münder satt machen können?" Seine Frau sagte nichts.

Die Anfälligkeit kleiner Kinder läßt die Eltern überall Gefahren sehen. In Guatemala ging ich eines Morgens durch die reizenden Gärten des Hotels Tranjuyu zum Atitlansee. Ich sah dort eine Indianerfrau ihr Haar waschen. Auf dem Rücken trug sie einen kleinen Jungen, dessen Kopf und Gesicht in einer wollenen Kapuze steckten. Ich fragte, ob der Junge eine Hautkrankheit hätte. Die Frau erklärte „es la costumbre" — das ist so Brauch. Später erfuhr ich, daß Kinder unter vier Jahren als hilflos gegenüber den Auswirkungen des „bösen Blicks"

Vor einer Hütte von Jivaro-Indianern. Das 7jährige Mädchen versorgt ihre jüngeren Geschwister, während die Eltern und größeren Brüder auf dem Feld sind

Der Sohn des Colorado-Indianers wird schon frühzeitig in die Geheimnisse des Fischlangs eingeweiht

zehn oder mehr. Heirat ist eine Notwendigkeit. Der Mann braucht eine Frau für die Führung des Hauswesens und für die umfangreiche Frauenarbeit. Viele Heiraten werden durch Vermittler zustande gebracht, aber auch persönliche Neigung spielt mehr und mehr eine Rolle. Kirchlichen Trauungen wird wegen ihrer Zeremonien und Farbenpracht der Vorzug gegeben. Da aber viele Dörfer zu arm sind, um einen Priester zu unterhalten, werden Ehen durch gebührende Feiern, aber ohne gesetzliche Registrierung anerkannt. Mir sind auch einige Male Indianer mit zwei Frauen begegnet. Die Frauen mögen in verschiedenen Häusern wohnen, leben aber in freundschaftlichem Verkehr, bei dem der ersten Frau immer der Vorrang gebührt. Wenn das Leben der Indianer in den Dörfern schwer ist, so ist es in den Städten manchmal noch schwerer. Junge Männer verlassen von Hoffnung geschwellt ihre Heime und enden in den übervölkerten Slums. Sie finden gewöhnlich nur die niedrigste Arbeit. Selten Glückliche kommen mit genug Geld zurück, um ein Stück gutes Land zu kaufen, wie es der Traum eines jeden Indianers ist. Die Mädchen werden Dienst- oder Kindermädchen in weißen Haushaltungen oder arbeiten auf den Märkten. Haben sie sich dort die handwerklichen Fähigkeiten angeeignet, gehen sie in eine Fabrik oder arbeiten als Näherin oder Köchin.
In Peru und besonders in Ekuador sind die Mestizen oft noch ärmer als die Indianer. Abgeschnitten von der Sicherheit des Lebens in den indianischen Gemeinwesen, passen sie auch nicht in die Welt der Weißen. Da sie sich andererseits aber in größeren Städten konzentrieren und hauptsächlich auf Gütern und in Fabriken arbeiten, eignen sie sich Bildung an und beginnen entschlossen, von ihren Staatsbürgerrechten Gebrauch zu machen.

Lateinamerika ist ein großer Kontinent mit allen Möglichkeiten ungeheuren Reichtums. Es ist aber auch einer der zurückgebliebensten und zum großen Teil von den Yankees beherrscht. Es gärt gegen den Yankee-Imperialismus, und einige liberale Regierungsführer erkennen, daß auch für die Indianer etwas geschehen muß.

Auf Sensationsromantik ausgehende, versnobte Touristen bedauern zwar, daß Industrialisierung und Modernisierung die Sitten der Indianer, ihre hübschen handgearbeiteten Kostüme und jedes „Lokalkolorit" zunichte machen. Aber „Lokalkolorit", das heißt heute noch unfruchtbares Land, Wassermangel und damit Seuchen und hohe Kindersterblichkeit. Die Traditionen und Sitten, die es wert sind, bewahrt zu bleiben, werden sich bestimmt erhalten. Wichtiger aber ist es, daß die Indianer in ihrer Heimat vollberechtigte Staatsbürger werden und gleichberechtigt das gesellschaftliche Leben mitgestalten.

Sieben auf einen Streich

Es ist gar nicht so einfach, auf sieben lachende rote Münder zu sehen und trotzdem nicht den roten Faden zu verlieren. Und der rote Faden unseres Interviews mit sieben sympathischen, begabten jungen Tänzerinnen war: „Was machen Sie eigentlich, wenn . . . wenn Sie nicht mehr tanzen werden?"

Allabendlich sehen wir sie springend, swingend, steppend, walzernd, schreitend auf den berühmten Brettern eines gerühmten Weltstadtvarietés: sieben Ballett-Tänzerinnen vom Friedrichstadt-Palast in Berlin. Gestatten Sie zunächst, daß wir Sie mit ihnen bekannt machen. Vor uns sitzen auf dem oberen Bild die beiden Solotänzerinnen des Balletts Lily Schön (dritte von links) und Renate Tschenett (fünfte von links), in der Reihenfolge von links nach rechts: die Gruppentänzerinnen Jutta Klöppel, Karin Grapentin, Hannelore Döbelt, Erika Hoffmann und Helga Burmester, im Folgenden wegen des Zeilenmangels und mit freundlicher Genehmigung der charmanten jungen Tänzerinnen kurz beim Vornamen genannt.

Tapfere junge Frauen sind es, die sich mit ihren Problemen herumschlagen. Bevor ich alle sieben auf einen Streich beisammen hatte, unterhielt ich mich da und dort mit ihnen — wo ich sie gerade erwischen konnte.

Sie tanzen nicht in den Himmel hinein . . .

. . . sie bleiben fest auf dem Teppich, wenn dieser Vergleich gestattet ist. Manche sind verheiratet und überlassen dem Mann die Sorge um die Zukunft, manche sind so jung und unbeschwert, daß sie sich keinerlei Gedanken darüber machen, viele aber wissen heute bereits sehr gut, was sein wird, wenn . . . „Man muß sehr viel Energie aufbringen, um nebenbei noch zu lernen", sagt Renate. „Da reicht kein Achtstundentag. Hier im Palast proben wir von 10 bis 14 Uhr oder von 14 bis 18 Uhr, die Vorstellung nimmt uns von 18 Uhr 30 bis 22 Uhr 30 in Anspruch, trainieren muß man auch täglich, zweimal wöchentlich nehme ich Sprechunterricht, und wenn ich an meine Gesangstunden denke . . . da werde ich jetzt wohl nur noch einmal in der Woche hingehen können. Aber — entschuldigen Sie mich bitte, ich muß wieder auf die Bühne . . . " Damit enteilt sie durch das Halbdunkel des Zuschauerraumes in das Hell der Bühne. Das nächste Programm wird geprobt.

Musik . . . ein Wirrwarr zufälliger Textilien: rote Pullover und schwarze, ein grüner Rock, ein paar Strumpfhosen, ein Trai-

ningsanzug, ein farbiges Kleid... nur die langen weißen Fanfaren sind uni. Frau Richter, die Hauschoreographin, dirigiert: eins und zwei und eins und zwei und.. Fanfarenstöße... Aus. Szenenwechsel.

Bei mir auch. Statt Renate ist Erika jetzt zu mir gekommen. Kann man Logierbesuch sagen, wenn man Besuch in der Loge bekommt? Erika weiß, daß wenig Zeit zur Unterhaltung bleibt. Munter plaudert sie drauflos. Sieben Jahre alt war sie, als sie zu tanzen begann. Das war im Kinderballett der Plaza, doch als sie auch im Abendprogramm mitwirken sollte, wurde Mutter lebendig. „Sie hatte mich doch nur ins Ballett geschickt, damit ich Appetit bekomme. Mutter nahm mich 'raus, ich sollte nicht Tänzerin werden... Verzeihung: ich muß wieder auf die Bühne!"

Da sitzen sechs Mädchen auf einer Bank, drehen mir den Rücken zu... und die Musik behauptet, daß ein Vogel Hochzeit machen wolle. Ich aber hatte eine Zwangsvorstellung: Hochzeitsmahl! — Woraufhin ich in die Kantine enteilte. Neben mir sitzt Mario, der Dresdener Zauberkünstler. Er gehört zu einer hohen Kommission, die hier im Palast die Artisten überprüft. Später kommt Heinz Schülke, der Inspizient des Balletts. „Haben Sie was erreicht?" fragt er teilnahmsvoll. Ich beichte meine zwei angeknabberten Interviews mit Renate und Erika. Zu meinem „Was machen Sie, wenn..." wäre ich gar nicht gekommen.

Heinz Schülke war ehemals Tänzer im Palast-Ballett. Beglückt zücke ich meinen Bleistift. „Stepplehrer bin ich auch", meint er, „und wahrlich nicht der einzige, der aus unserem Ballett kam und den Anschluß ans Weiter gefunden hat." Ein Doppelter fließt in den Fluß seiner Rede. „Hannelore Erle war bei uns im Ballett, nebenbei hatte sie Schauspielunterricht genommen und spielt jetzt in Senftenberg... Bettina Kalka ist den gleichen Weg gegangen, sie hat eine starke mimische Begabung und bekam bei uns schon kleine schauspielerische Aufgaben. Jetzt ist sie am Theater in Altenburg. Und dann...", Schülke winkt: „Hildegard, komm doch bitte mal her..." Wir machen uns bekannt, Hildegard Pukownik hat sich während ihrer Tanzzeit als Maskenbildnerin schulen lassen. Ein Augenfehler zwang sie zur Aufgabe ihres neuen Berufs. Wie so oft setzte sich Direktor Herrmann auch für sie ein, jetzt ist sie Inspizientin für das gesamte Varieté. „Glauben Sie mir, es ist verdammt schwer, neben dem anstrengenden Ballett-Tanz einen zweiten Beruf zu erlernen." Ich glaube es.

Frau Senger, Abteilung Werbung und Palastpropaganda, hat

das Unmögliche möglich gemacht.

Sieben Tänzerinnen sitzen in ihrem Zimmer und

Ballett aus der Revue „Strandkorb Nr. 13"

harren meiner zwischen Probe und Auftritt. Ich reiße unseren Fotografen vom Kaßler fort, schleppe ihn in den Raum meiner Wunschträume, bitte den Damenflor an den runden Tisch und den Herrn der Kamera, zum Blitz zu greifen. Das Resultat sehen Sie auf dem ersten Bild dieses Beitrags.

Renate kann endlich zu Ende erzählen. (Wissen Sie noch?: fünfte von links!) Mein Füller qualmt: Mit fünf Jahren ging sie zum Kinderballett von Lucia Gallo, mit 15 Jahren Tanzstudium, kleine Rollen am Theater in Brandenburg, 1954 zum Palast. Proben, Training, Sprech- und Gesangsunterricht, üben... „Wenn man diesen Weg gehen will, hat man kaum noch ein Privatleben." Im Fernsehen sahen wir sie tanzen, und — komisch — sie möchte „komische Alte" werden. Nicht viel — aber gute Sachen will sie tanzen, spielen, singen, sprechen.

Helga tanzte sieben Jahre im Leipziger Opernballett. Die Umstellung Oper — Palast war nicht einfach. „Und doch habe ich es noch nie bereut, zum Palast gegangen zu sein", versichert Helga. Sie nimmt Unterricht in Sprechtechnik. Bühne? Furchtbar gern — aber „ich weiß noch nicht, wo meine Qualitäten liegen". Wird sich ja 'rausstellen, Helga. Und dann erzählt sie noch etwas sehr Erfreuliches: daß der Ensemblegeist hier so gut ist und daß bestes Einvernehmen mit der Ballettleitung besteht. Schön. Womit wir bei Lily wären. Sie war als Kind zu dick und sollte dünner werden. Sagte der Arzt. So fing sie mit sieben Jahren an und ist heute so besessen, daß sie ihren Sommerurlaub zu einem Lehrgang auf der Palucca-Schule in Dresden benutzt hat.

Hannelore arbeitet seit 1½ Jahren fest in einem Pankower Schauspielstudio. Pläne? „Vielleicht Fernsehen, DEFA..."

Das Herz hat große Pause...

Viele sind verheiratet, es sind Künstlerehen, sie sehen sich selten. Und die Nichtverheirateten? „...haben hartnäckige Verehrer. Die lauern einem vorm Theater auf, schicken Blumen, und wenn man erklärt, keine Zeit zu haben, fragen sie verständnislos: ‚Trainieren und zur Schule gehen müssen Sie auch noch?'"

Karin kam aus einem FDGB-Ensemble und nimmt Klavierunterricht an einer Volksmusikschule, Jutta nimmt seit fast zwei Jahren drei- bis viermal wöchentlich Schauspielunterricht... Sie möchte nie wieder von der Bühne weg. Und immer ist es der gleiche Turnus: Morgens aufstehen, Sprechübungen, Unterricht, Proben, Vorstellung... Aber man kann auch mal im Mittelmeer baden. In Syrien zum Beispiel, als sie mit Direktor Herrmann dort gastierten. „Gibt es auch manchmal was zu lachen?" „Aber natürlich! Wenn man auf der Bühne den Hut verliert, den Schuh, den Zopf, den Unterrock..." Ich frage nicht weiter.

Schminken, Umziehen, Vorstellung... Wir geben uns herzlich die Hand. Muß ich den tüchtigen Mädchen noch Komplimente machen?

Es ist 20 Uhr 20. Kapelle hat Ruh'. Zigarettenpause in der Kantine. Skat, Bier... bis zum ersten Klingelzeichen. Und dennoch: 18... 20... passe. Ich auch.

Willi Karsch

Gute Nacht, meine Damen, und vergessen Sie nicht die Morgengymnastik. Szenenbild aus „Strandkorb Nr. 13"

Wahre Begebenheit

Obwohl ich ihn liebte

Es hätte alles so schön sein können, — wenn ich meine sinnlose Eifersucht bekämpft und unterdrückt hätte. Jetzt ist es zu spät.

Als wir heirateten, war Mark dreißig Jahre alt, ich war mehr als zehn Jahre jünger. Mark hatte eine recht bewegte Junggesellenzeit hinter sich, ich sah es schon an den nicht wenigen selbstgezeichneten Aktbildern, die in seinem Zimmer hingen und deren Modelle offensichtlich nicht Porzellanfiguren waren. Er war früher auch schon einmal verlobt.

Aber als wir heirateten, brach Mark völlig mit seiner Vergangenheit. Er opferte sogar seinen Sport für mich und traf sich nicht mehr mit seinen Skatbrüdern. Er kam pünktlich aus dem Betrieb nach Hause und verwöhnte mich sehr.

Ich gab nach unserer Heirat meine Arbeit auf und blieb zu Hause. Als ich eines Tages beim Aufräumen ein paar alte Fotos ehemaliger Freundinnen von Mark fand, wurde ich zum erstenmal eifersüchtig. Mark hatte mir nie viel über seine „Vergangenheit" erzählt, aber auch niemals verschwiegen, daß er „eine" hatte. Nun begann ich ihn auszufragen. Tag für Tag fielen mir neue Dinge ein, die ich genau wissen wollte:

Wie lange er mit der Musikstudentin befreundet war, ob die Reise mit Uschi schöner gewesen sei als die mit mir, ob ich hübscher sei als jene ehemalige Verlobte und dergleichen Unsinn mehr. Wenn Mark nicht antwortete, sondern mich nur bat, doch diese seit Jahren vergessenen Erlebnisse ruhen zu lassen, quälte ich ihn mit Gehässigkeiten, wurde ungerecht und boshaft. Ging er aber zögernd auf die Fragen ein und sprach von diesen Frauen, so wurde ich immer eifersüchtiger.

Ich hatte kein Verständnis mehr dafür, wenn mein Mann wegen einer Betriebsversammlung, wegen einiger Überstunden oder auch mal wegen eines Bieres mit Kollegen etwas später nach Hause kam. Wie das war, als ich noch arbeitete, schien ich völlig vergessen zu haben. Mark bat mich, doch auch wieder eine Stellung anzunehmen. Aber ich lehnte ab. Monatelang war nun meine Beschäftigung, erfolglos hinter Mark herzuschnüffeln, ihn auf Schritt und Tritt zu verfolgen und zu beobachten und ihn dann abends mit meinen sinnlosen Eifersüchteleien zu sticheln. Dabei entfremdeten wir uns mehr und mehr. Schöne Abende und glückliche Stunden wurden für uns beide immer seltener. Ich sah in meiner Verbohrtheit gar nicht, daß unsere Ehe allmählich in die Brüche ging. Als ich es dann aber einsah und merkte, wie sehr ich Mark doch liebte, war es zu spät. Er lehnte es ab, weiter mit mir zu leben. Ich habe Mark schon fast ein Jahr nicht mehr gesehen. Durch gemeinsame Bekannte höre ich ab und zu von ihm. Sie sagen, er lebt allein, und mein Bild steht auf seinem Schreibtisch.

Vielleicht ist es doch noch nicht zu spät?

Lore W.

Wir bitten unsere Leser, uns „Wahre Begebenheiten" aus ihrem Leben zu schildern. Jede, die wir abdrucken, honorieren wir mit mindestens 100 DM

Die Redaktion

Florian und Florentine

(Copyright by Cosmopress)

BRUNO VOIGT

EINMAL Schauspieler IN Hangtschou SEIN

Nach langer Studienfahrt durch die Volksrepublik China treffe ich spätabends in Hangtschou ein, mit dem festen Vorsatz, einmal nichts vom „wissenschaftlichen Standpunkt" aus zu besichtigen. Die Opern in Peking, Sian, Loyang und Schanghai habe ich zwar mit viel Genuß fast jeden Abend besucht, aber immer im dienstlichen Auftrag. Es ging mir in erster Linie darum, festzustellen, wann und wie eine solche Szene als Malerei auf Porzellan oder als Holzschnitt auf Neujahrsbildern wiedergegeben wurde. Diese Besuche gehörten einfach in den Arbeitsplan der Reise.

Malen muß ich eigentlich auch wieder einmal, fällt mir ein. Aber die Farben und das Papier habe ich aus leichtfertiger Trägheit irgendwo im Hotel einer anderen Stadt deponiert. Mein chinesischer Begleiter stellt dies auch mit Bedauern fest, denn er kennt die Schönheit von Hangtschou. Aber das wird noch in der Nacht geregelt: Nach dem erfrischenden Bad im Hotel kommt ein chinesischer Kollege und bringt Tusche, Farben, Papier und Pinsel. Ich bin, wie so oft, zu großem Dank verpflichtet, den ich leider nur durch Worte ausdrücken kann. Dann die Frage: „Was wollen Sie malen? Die Landschaft hier ist berühmt durch große Schönheit." Meine Antwort, bewirkt durch ein großes Glas gelben Schauhsing-Weines: „Keine Landschaften, die macht ihr sowieso viel besser, ich möchte die schönste Frau von Hangtschou malen." Der Betreuer aus Hangtschou lächelt, und wir wünschen uns eine gute Nacht.

Vogelstimmen und Froschkonzert wecken mich früh. Ich sehe mir aus dem Fenster den gegenüberliegenden leuchtenden Westsee an; die Landschaft ist herrlich, man sollte davon doch einiges malen — ein guter Vorsatz, der durch die eintretenden Ereignisse, oder genauer gesagt, durch die eintretende Frau zunichte gemacht wird. Vor mir steht die „schönste Frau von Hangtschou". Ihr fröhliches Lachen überbrückt die Situation. Ich biete ihr Platz an, und wir lächeln uns an. Zum Glück kommt der Dolmetscher und stellt vor: Fräulein Chang, die Intendantin der Schauhsing-Oper. Der Name ist sogar mir aus Presse und Rundfunk bekannt.

Es ist nicht nötig, den richtigen Sitz und die günstige Haltung des Kopfes meines prominenten Modells zu ermitteln. Sie wirkt von jeder Seite immer gleich schön. Die kultivierten Hände gleichen einem wohldurchdachten Stilleben. Vier Porträts zeichne ich vom reizvollen Gesicht, das pfirsichfarben, von glattem schwarzem Haar umrahmt, lieblich wie eine Blume ist und doch eine gewisse Bestimmtheit, die Energie und Selbstvertrauen verrät, nicht vermissen

Der Verfasser unseres Artikels, Leiter der Ostasiatischen Abteilung bei den Staatlichen Museen zu Berlin, als Schauspieler auf der Bühne der Schauhsing-Oper. Weil er Pfeifenraucher ist, gaben ihm die chinesischen Freunde den Künstlernamen: Der Mann, der aus Rauchkraut Rauch macht und aus Rauch Geist

Aus der Oper „Die weiße Schlange“, Holzschnitt aus dem 17. Jahrhundert

Bruno Voigt, Oper von Mu-lan, Tuschzeichnung

Bruno Voigt, Originalmasken aus der Tang-Zeit (618–906), Tuschzeichnung

läßt. Später unternehmen wir einen ausgedehnten Gang durch die Grotten von Hangtschou bis zur Drachenquelle. Hier ist alles Kunstwerk — wo hört der Park auf, wo fängt der Bambushain an — das ist nicht mehr feststellbar. Die Plastiken an den Felswänden wachsen heraus aus dem Stein, als hätte der Fels sie geboren.

Abends besuchen wir die Schauhsing-Oper. Der Weg zum Theater ist ganz herrlich im warmen Sommerabend — die Basare und Teestuben sind hell erleuchtet, die Bewohner sind nach des Tages Hitze alle unterwegs. Wir bewegen uns wie in einer fröhlichen Massendemonstration langsam vorwärts. Der endlich erreichte Vorraum des Theaters ist dichtgedrängt mit Besuchern. Es wird viel gelacht und geplaudert. Das südliche, heitere Temperament macht sich bemerkbar. Bunte Lampions und schöne Plakate machen diesen Vorraum schon zur interessanten Szene. Im Zuschauerraum die gleiche Behaglichkeit wie in allen chinesischen Theatern: lange Sitzreihen und davor die schmale Tischreihe mit dem Teegeschirr. Der grüne Tee dieser Provinz ist ganz besonders duftend und läßt die Hitze des Raumes ertragen. Überall glimmen Zigaretten und Tabakspfeifen im Halbdunkel. In den Gängen, zwischen den Sitzreihen, spielen buntgekleidete Kinder. In Sian erlebte ich eine Gespenster-Oper. Mitten in einer hochdramatischen Szene wurden zwei Puppen gezeigt. Die Kinder stürmten zur Bühne, und die Vorstellung wurde unterbrochen, um ihnen die Puppen zu zeigen. Als sei nichts geschehen, ging dann die Vorstellung weiter.

Im Orchesterraum werden die Zigaretten gelöscht, noch einen Schluck Tee, und das Orchester beginnt. Eine weiche, zärtliche Melodie füllt den Raum — keine heftige Musik mit Gong und Trommel wie in der Peking-Oper. Mild und weich fliegen die Töne durch den Raum. Nachdem der Vorhang die Bühne freigibt, sehe ich zierliche Sängerinnen auf der Szene. Die Männerrollen sind in der Südoper meistens mit charmanten Frauen besetzt, ohne zu verdecken, daß eine Frau einen Mann darstellt.

Ich erlebe Fräulein Chang in einer Hauptrolle. Eine anfänglich tragische Liebesgeschichte entwickelt sich zum glücklichen Ende, wobei die junge Frau die Siegerin ist. Die Verwicklungen und Irrtümer lassen an Shakespeare erinnern. Die Bühne ist mit wenigen Möbeln und angedeuteten Kulissen ausgestattet. Die Gesichter sind alle zart rosa geschminkt — es gibt nicht die starre Schminkmaske der Peking-Oper. Alte Terrakotten aus der Tang-Zeit werden wieder lebendig. Alle Bewegungen sind genau wie in den anderen Opernarten festgelegt und geben doch individuellen Spielraum für die Sängerin. Der Charme nimmt mich völlig gefangen. Nach der Vorstellung bin ich noch Gast des Ensembles und ohne, daß ich diesmal frage, bekomme ich die Geschichte der Schauhsing-Oper geschildert. Eine schwierige Aufgabe für den Dol-

Bruno Voigt, Landschaft am Westsee von Hangtschou, Tuschzeichnung

metscher, wenn ein ganzes Frauenensemble erzählt. Meine Gastgeberinnen umringen mich fröhlich plaudernd und machen den Eindruck von Menschen, die eine gute Arbeit geleistet haben — sie sind jetzt alle ohne große Gesten und ohne Starallüren.

Die Schauhsing-Oper entwickelte sich aus der Südoper und entstand in der Sung-Zeit (960—1279). Diese Südoper wurde aus der Tanz-Oper und dem Humoresken-Spiel entwickelt, sie kam aus dem Laienspiel des Volkes. Als die Südoper sich weiter verbreitete, wurden die Texte vollendeter und verloren die Naivität. Volkslied und Volksgesang blieben aber die Grundlagen. Ebenso sind die Nebenrollen auch in den Gesang einbezogen. Neben historischen Dramen nehmen Liebesgeschichten und das aktuelle Geschehen seit je den größten Raum ein. Die zarte Musik und die liebenswürdigen Schminkmasken sowie die Verwendung von Kulissen stehen im Gegensatz zur Peking-Oper, die in der Yüan-Zeit (1280 bis 1367) entstand und in der Kampfszenen vorherrschen. In der Yüan-Zeit und den späteren Epochen führte die Südoper nur ein wenig beachtetes Dasein, obwohl bereits bedeutende Literaten die Texte schrieben, 1190 eroberte sich die Südoper in der Stadt Yungdjia (das heutige Wengschou) die offizielle Bühne. Durch die Volksbefreiung und die Gründung der Volksrepublik China wurde die ehemalige Südoper — jetzt Schauhsing-Oper — eine bedeutende Theaterrichtung unter den verschiedensten Operntypen. Im Gegensatz zu den Opern Nord- und Zentral-Chinas, in denen häufig die Frauenrollen von Männern dargestellt werden, sind alle Rollen in der Schauhsing-Oper von Frauen getragen. Das gibt den Szenen einen ganz besonderen Reiz von großem Charme und großer Zartheit. Die Künstlerinnen sind heute auch gesellschaftlich tätig und gehören nicht mehr zu einem niederen Stand — wie in der alten Zeit. Sie organisieren große Tourneen und bringen ihre Kunst bis in die entferntesten Dörfer.

Während dieser Schilderungen bin ich nicht müßig, und trotz der späten Nachtstunde wird jede Darstellerin mit Tusche und Aquarell skizziert, denn ich habe das Verlangen, diese schönen, ausdrucksvollen Gesichter mit nach Hause zu nehmen. Ich erlebe hier den weiten Weg einer Kunstentwicklung von der Maske der Tang-Zeit (618—906) bis zum lebendigen Menschengesicht. Jeden Abend bin ich im Theater, und jede Geste wird mir geläufig und verständlich. Zu bald kam der Tag des Abschieds vom Westsee, den Grotten, den Goldfischteichen und Lotosblumen. Noch einmal versammeln wir uns zum Abschiedsmahl im blumengeschmückten Zimmer. Reichlich wird der gelbe Schauhsing-Wein genossen, den Li T'ai-pe, der große Dichter Chinas in alter Zeit, schon so liebte. Beschwingt vom Wein wird mir erklärt, daß Theorie ohne Praxis nichts sei — viele Opernaufführungen hätte ich zwar erlebt, aber nicht die Stimmung empfunden, die vom Gewand und von der Bühne auf den Akteur übergeht. Es wird beschlossen, in das Theater zu fahren. Dort

Fräulein Chang, die Intendantin der Schauhsing-Oper in einer Hauptrolle (Tuschzeichnung von Bruno Voigt)

werde ich mit fröhlichem Gelächter empfangen, an den Schminktisch gesetzt, und von der Maskenbildnerin wird der deutsche Maler in einen chinesischen Kaiser verwandelt. Der Wein gibt den nötigen Schwung, der Vorhang geht auf, und der Beifall ist großartig, denn es ist angekündigt, daß ein europäischer Gast eine Rolle an diesem Abend übernimmt. In den Kulissen kichert das Ensemble, und ich bewahre kaiserliche Würde (Lachen und Kichern ist in China glücklicherweise Beifallsbezeugung). Auf die Bühne gestellt, reite ich in die Schlacht, um mich dann als Sieger in große Pose zu stellen. Es gelingt, denn alle Gesten sind mir bekannt (das Pferd ist sehr zahm, denn es wird ja nur durch einen Stab mit Fransen symbolisiert). Zum Glück ist es eine stumme Rolle, und ich brauche nicht zu singen. Jetzt bin ich belehrt — abstrakt und konkret — über die chinesische Oper. Es ist nicht nur ein Scherz, denn erst durch das Mitwirken wird man in die Lage versetzt, die chinesische Oper ganz zu erfassen und das Unaussprechbare zu erleben.

Das ist der letzte, aber schönste Tag in Hangtschou, und ich verlasse die Stadt sehr traurig, denn ich war in ihr Kaiser — wenn auch nur auf der Bühne, aber immerhin sollen ja diese Bretter die Welt bedeuten! Ich verpflichte mich beim Abschied am Bahnhof, wenn mir ein Besuch in Hangtschou wieder vergönnt sein wird, jeden Abend „Kaiser" zu sein. Zur Vorbereitung dieser jeweils kurzen Regierungsdauer wird mir auch der gelbe Wein zugesichert.

Die Wolke weint
Novemberwetter,
das schlägt aufs Herz
und aufs Gemüt...
Im Sommer scheint
die Sonne netter,
wenn allerwärts
der Weizen blüht.

Der Harras döst
auf seinem Pfühle,
weil ihn im Herbst
kein Hafer sticht...
Das Kätzchen kratzt,
trotz Herbsteskühle,
sein Hundeseelen-
schwergewicht.

Den faulen Hund
kann das nicht kratzen,
soll sie doch tun,
was ihr gefällt,
wobei er seine
breiten Tatzen
gelassen
zur Verfügung stellt.

Sie legt sich zu ihm,
doch mitnichten
ist Harras heut
zu mehr bereit...
Man ruht
(nach glaubhaften Berichten)
zu herbstlicher
Novemberzeit.

Peter Purze

Ein fauler Hund

Das

„Nein, es wird kein Kostümfest", sagte unsere Bekannte, „wir wollen tanzen, und es soll ein bißchen festlich sein — mit Abendkleidern." Ich freute mich auf diesen Abend, ohne mir jedoch ernsthaft Gedanken darüber zu machen, was ich anziehen könnte. Ein neues Abendkleid zu kaufen, schien mir unsinnig und auch unnötig. Ich dachte vage an zwei oder drei lange Kleider in meinem Schrank — sie waren zwar nicht neu, aber sahen noch gut aus, und bestimmt waren sie elegant genug.

Am Tag zuvor wählte ich mir eins davon aus: ein langes Kleid aus schwarzem Chiffon, ärmellos, aber mit einem, wie mir schien, reizenden flitterbesetzten Bolerojäckchen. Ich probierte es an und war recht zufrieden mit meinem Spiegelbild: ich war so schlank wie vor fünfzehn Jahren, als ich das Kleid bekam. Aber es ist lang, dachte ich, und die Mode hat sich gewandelt.

Zehn Minuten später war das Kleid fast bis auf Kniehöhe verkürzt, und ich machte mich daran, den Saum zu nähen, was nicht einfach ist bei leichtem Chiffon. Mein Mann soll es sich an-

Vielseitig verwendbares festliches Kostüm aus schwarzem China-Samt. Unter der mit Lacktresse eingefaßten Jacke wird eine kurze schwarz-silberne Brokatbluse getragen. Modell: Deutsches Modeinstitut

Abendkleid

sehen, wenn es gebügelt ist, dachte ich. Ehemänner haben jedoch manchmal eine merkwürdige Art, durch ihre Frauen hindurchzublicken, anstatt sie anzuschauen. Vielleicht war er in Gedanken bei seiner Arbeit. Jedenfalls versicherte er mir, daß es so ginge. „Ich will aber nicht, daß es *so geht*", protestierte ich, „ich möchte wirklich gut aussehen." „Ja, du siehst gut aus. Du kannst unbesorgt sein." Ich war beruhigt und dachte bis zum nächsten Abend nicht mehr an das Kleid.

Wir hatten mit einigen Freunden verabredet, daß sie uns um sieben Uhr abholen sollten. Kurz vor sieben war ich bereits fertig, hatte mein Haar aufgesteckt und mich sorgfältig geschminkt. Ich war eben dabei, noch einen Tropfen Parfüm anzutupfen, als mein jüngster Sohn ins Zimmer kam. „Du willst doch nicht etwa *so* gehen?" sagte er. „Warum nicht?" fragte ich, gleichmütig lächelnd. „Du siehst ja aus wie eine Zirkusreiterin!" Das brachte mich etwas aus der Fassung. (Aber ich war noch immer mit meinem Anblick im Spiegel zufrieden.) Doch gleich darauf: „Das ist so altmodisch — wie ein Plakat zur Dreigroschenoper!"

Nun lächelte ich nicht mehr. Aber ich dachte, während ich einen Ohrring befestigte: Er ist doch erst dreizehn, wie kann er das beurteilen. Mein älterer Sohn, meinte ich, ein wenig unsicher schon, ist fast ein Mann, er wird es besser wissen.

Ich fand ihn im Wohnzimmer neben seinem Vater, der, wie gewöhnlich, geduldig auf mich wartete, elegant und korrekt angezogen. „Nein!" rief mein Sohn, „in dem Ding kannst du einfach nicht gehen — bleib lieber zu Hause — du wirst dich bestimmt nicht amüsieren!" Und mein Mann, der mich diesmal wirklich anschaute, stimmte bei und gab zu, daß er sich geirrt hatte. Wahrscheinlich aus Mitleid mit meinem niedergeschlagenen und verzweifelten Ausdruck, meinte mein Sohn noch: „Vielleicht, wenn dein Gesicht ein bißchen zurechtgemacht..." Ich lief aus dem Zimmer, riß mir buchstäblich das Kleid vom Leibe (jedenfalls ist der Reißverschluß nicht mehr zu gebrauchen), nahm schnell ein anderes Abendkleid vom Bügel und zog es an. Es war natürlich ebenfalls sehr lang — aus schwarzer Seide mit kurzen Puffärmeln und einem ziemlich weiten Rock. Vielleicht, überlegte ich fieberhaft, denn es blieb keine Zeit zum Schneidern und Bügeln, — vielleicht — und schnell hob ich das Kleid bis auf die richtige Höhe, zog die Seide fest um meine Hüften und hielt das Ganze hinter mir in einer Art Knoten zusammen. Es sah gut aus — elegant und sogar modern.

In diesem Augenblick klingelte es. Pünktlich waren unsere Freunde gekommen. Eine Sicherheits-

Man trägt viel Spitze in dieser Saison, und Plauener Spitze eignet sich ausgezeichnet zur Verarbeitung dieses im Rücken tief ausgeschnittenen entzückenden Tanzkleides. Modell: Lanvin Castillo, Paris

Das enge, hochgeschlossene Kleid aus schwarzem Wollcrêpe ist durchgehend plissiert. Um die Hüfte liegt ein breites Seidenripsband, das ein zweiteiliges Ensemble vortäuscht. Modell: Jacques Estérel, Paris

nadel, dachte ich, wenn ich bloß eine anständige, starke Sicherheitsnadel hätte, — man würde nichts sehen — und ein Bild, das ich in einer Modezeitschrift gesehen hatte, kam mir lebhaft in Erinnerung: anmutig drapierte, glänzend schwarze Seidenfalten dicht unterhalb des Rückens. Ich ging ins Wohnzimmer, wobei ich das Kleid immer noch fest hinter mir zusammenhielt, und brachte meiner Familie und unseren eben eingetretenen Freunden meine Idee vor. Sie waren einverstanden. Ja, das Kleid sah so recht ordentlich aus. Eine Sicherheitsnadel? Lächerlich! „Bring mir nur eine Nadel und einen schwarzen Faden", sagte unser Freund. „Ich habe mir nicht umsonst mein Brot während der Emigrationsjahre in Frankreich als Schneider verdienen müssen." Ich holte also Nadel und Faden und stand, von der Familie umgeben, während unser Freund sich hinkniete, die Seidenfalten ordnete und sie sorgfältig und sehr fachmännisch zusammennähte, wobei er nicht merkte, daß er sie an meinen neuen Perlon-Unterrock befestigte, was ein markstückgroßes Loch zur Folge hatte.

Zeichnungen: Katja Paryla

Endlich war ich soweit. Ich war zwar etwas enttäuscht über mein Spiegelbild, aber wir hatten keine Zeit mehr. „Trag doch deinen langen mexikanischen Schal", schlug mein Mann in letzter Minute vor. Warum? fragte ich mich und fühlte, wie mein Selbstvertrauen von neuem dahinschwand — meint er vielleicht, daß ich von meinem Kleid so viel wie möglich verstecken soll? Ich nahm den Schal, steckte mir aber dann, mit einer letzten rebellischen Geste, eine große Blume ins Haar.

Wir fuhren also, und auf der Fahrt versuchte ich, meine schlechte Laune zu verbergen und mich vor mir selbst zu rechtfertigen. Sei vernünftig, schimpfte ich, es ist ja nur eine kleine Geselligkeit, und ich versuchte, mich auf andere Dinge zu konzentrieren: auf meine Familie ... auf meine Arbeit ... auf das Leben ...

Das Fest war in vollem Gange, als wir ankamen. Ich legte meinen Mantel im Schlafzimmer meiner Freundin ab. „Um Gottes willen, nimm bloß die Blume aus dem Haar", waren ihre ersten Worte. Völlig entmutigt und niedergeschlagen entfernte ich sie. Dann klang es aus einer anderen Richtung herüber: „Warum trägst du nicht diesen herrlichen roten Schal?" Demütig legte ich mir also den Schal noch einmal um und ging, oder schlich vielmehr, mit meinem Mann ins Zimmer.

Es war eine sehr lustige Gesellschaft — alle waren in großartiger Stimmung, einige tanzten, andere unterhielten sich angeregt in den Ecken, und alle Abendkleider schienen frisch von Sibylle, auf jeden Fall aus erstklassigen Modesalons zu stammen. Ich erinnere mich noch, wie ich zu jemand sagte: „Nein, danke, ich möchte jetzt nicht tanzen." Aber später tanzte ich doch. Als ich nämlich mein drittes oder viertes Glas Bowle geleert hatte, hörte ich die Worte, die mir heller und klarer klangen als alle Diskussionen über internationale Nachrichten und aller Klatsch. „Ja", sagte die Stimme, „vorn ganz schlicht und einfach, meistens der Körperform angepaßt, aber das Hauptgewicht wird auf die Rückseite gelegt — Blumen, Falten, sogar Edelsteine — — — Sehen Sie, dort hinten ist ein sehr hübsches Beispiel, dieses Kleid aus schwarzer Seide — eine reizende Linie, finden Sie nicht?"

Ich stellte mein Glas beiseite und bat meinen Mann, mit mir zu tanzen.

Alma Uhse

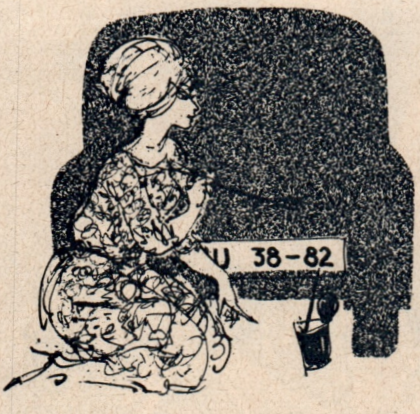
drei Mittelspieler, zwei Verteidiger, ein Torwart (unter dem Korb). Es war sein Kollege Frank Mahan, der, von James Entdeckung begeistert, das Spiel gleich beim erstenmal an Ort und Stelle mit dem heute gut bekannten Namen taufte — Basketball (englisch basket = Korb). Auf diese Weise entstand das heute in aller Welt heimische und beliebte Basketballspiel. Selbstverständlich änderten sich die Spielregeln mehrfach. Aber Grundprinzipien, Zweck und Spielverlauf blieben im wesentlichen bestehen. Ja, es ist überhaupt ein typisches Merkmal, daß die Basketballregeln sehr variabel und wandlungsfähig sind, das heißt je nach Bedarf geändert werden können, ohne Sinn und Inhalt zu beeinträchtigen.

Interessant ist, wie sich der Pfirsichkorb weiterentwickelt hat. Zunächst mußte er seinen Platz an den an einem Eisenring befestigten Leinensack abtreten. Die Leiter, über die auch der Torwart den Ball aus dem Netz fischen mußte, wurde bald überflüssig. Man hatte eine Schnurvorrichtung angebracht, die innen am Boden befestigt war und den Sack umkippte. Doch war auch das noch zu umständlich. Zu Beginn unseres Jahrhunderts verschwand der Boden völlig. Man schnitt ihn einfach weg und befestigte an dem Ring ein Netz, womit auch die Streitigkeiten, die bis dahin gang und gäbe waren, fortfielen. Zielbrett und Korb, richtiger: schwarzer Ring und weißes Netz, nahmen das bis auf den heutigen Tag vertraute Aussehen an. Ursprünglich war das Zielbrett ein Schutzschild, um die Zuschauer auf der Galerie nicht mehr zu verleiten, das Leder „hilfsbereit" in den Korb zu lancieren. Schließlich gesellten sich noch zwei Schiedsrichter hinzu, während von den neun Spielern, die sich oft gegenseitig über den Haufen rannten, nunmehr fünf pro Mannschaft übrigblieben, wie einst bei den Mayas und Azteken.

„Wasja" Achtajew (Burewestnik Alma-Ata), mit 2,32 m einer der größten Basketballspieler der Welt. Wenn andere mühsam springen müssen . . .

Kaum geboren, verbreitete sich das Basketballspiel rasch über den ganzen Erdball. Schon 1904, wenn auch nur als „Show" zweier amerikanischer Mannschaften, stand Basketball auf dem Programm der Olympischen Spiele. Offiziell fand es erstmals 1936 in Berlin darin Aufnahme und ist seitdem nicht mehr fortzudenken. Unter den Zuschauern befand sich ein freundlicher älterer Herr — Dr. James A. Naismith.

Heinz Machatscheck



DAS NUMMERN-SCHILD

Käuzchen ist ein merkwürdiger Vogel, ruckweise wirft es seinen Kopf nach oben, dann schräg seitwärts und schaut so treuherzig, als wollte es sagen: Sieh, bin ich nicht etwas Besonderes, Kauziges?
Neben mir im P 70 sitzt Käuzchen. Mit überraschenden, ruckartigen Einfällen, mit dunklen, schräggeschnittenen Kauzaugen, einem gebogenen Näschen und blondem Gefieder. Nur der Mund mit den vollen, so sehr weichen Lippen ist völlig unkauzisch, aber die Worte, die er formt, sind überraschend, besonders kauzartig.
Ich hatte wirklich nichts Unrechtes getan, als mich ein sehr junger, sehr langer Volkspolizist beim Überqueren einer Ecke zurückpfiff. Käuzchen, in der Autolenkkunst ebenso unbewandert wie ein eben aus dem Ei geschlüpftes Vögelchen im Fliegen, warf seinen Kopf halbschräg links nach oben und äußerte, ohne den Mund zu öffnen, ein „Ömm" und wartete wie ein unbeteiligtes Kind auf die sich entwickelnde Situation.
„Was kann ich für Sie tun, Genosse Wachtmeister?" fragte ich den Herantretenden in einer zuvorkommenden Sicherheit, um sofort den Verdacht eines Schuldgefühls auszuschließen.
„Sehen Sie sich mal Ihr Nummernschild an."
Ich wußte, es war ziemlich verrostet. „Das ist mir von Ihrer Behörde geliefert worden."
„Kennen Sie den Paragraph 74 der Straßenzulassungsordnung?"
„Ich bin kein Gedächtniskünstler."
„Also dann lesen Sie ihn einmal zu Hause nach, und in drei Tagen ist auch Ihr Nummernschild frisch gestrichen. Adschüss."
„Fein", sagte Käuzchen, als wir weiterfuhren, „dann streiche ich noch heute dein Nummernschild. Ich verstehe mich auf diese Kunstrichtung."
Ich bin nicht gewohnt, den Anordnungen der Volkspolizei und des Käuzchens Widerstand zu leisten; außerdem war ich froh, so billig alle mir vorgesetzten Organe zufriedenstellen zu können.
„So, nun fahren wir sofort weiße Lackfarbe kaufen." Gut, dachte ich, etwas darf ich auch zu der Auffrischung meiner ramponierten Kennzeichnung beitragen.
Die erste Drogerie, die wir betraten, führte keine Farben; in einem etwas entfernten Farbengeschäft wurde gerade angestrichen. Ich wurde etwas unmutig und behauptete, das sei genauso paradox, als wenn ein benötigter Rechtsanwalt im Gefängnis säße oder ein zu konsultierender Arzt im Krankenhaus läge.
Käuzchens Malleidenschaft erblaßte nicht trotz dieser Rückschläge, und so kamen wir zu einer Großdrogerie, an deren Fenster mit weißen Buchstaben geschrieben stand: Lackfarben frisch eingetroffen. Nur der Rolladen vor der Eingangstür war heruntergelassen.
„Die werden erst um drei Uhr aufmachen", stellte Käuzchen fest. „Da müssen wir eben warten."
Nebenan war ein Wäschegeschäft mit offener Tür. „Fein", äußerte Käuzchen, „ich brauche sowieso zum Anstreichen noch einen Kittel. Wir gehen zusammen in den Konsum." So kauften wir ein ziemlich buntes Kittelschürzenkleid und noch ein paar Stoffhandschuhe, damit die Farbe nicht Käuzchens Pfoten beschmutze.
Nun endlich war die Tür zur Drogerie weit einladend geöffnet. Wir erstanden einen mittelgroßen Topf weißer Lackfarbe, der genügt hätte, wie sich später herausstellte, den schmutziggrauen P 70 in ein schneeweißes Traum- und Hochzeitsgefährt zu verwandeln. Dazu einen mittleren Haarpinsel für die großen Flächen und einen kleinen für die weißen Füllungen in dem U und in der 8. Für das Reinigen beschmutzter und übermalter Stellen wurde ein halbes Liter reines Terpentinöl für unbedingt notwendig empfohlen und an uns verkauft. Da aber unser Material etwas ungewöhnlich roch, empfahl es sich, auch eine Flasche Eau de Cologne mitzunehmen und für ein anschließendes Bad zwei Stück Seife und ein Paket Fichtennadelextrakt. Zum Nachreiben der schwarzen Buchstaben sicherten wir uns zwei neue Staubtücher.
Zum Schluß schlug Käuzchen noch vor, eine einfache Decke zu erwerben, da doch niemand von ihr verlangen könne, auf der Straße zu sitzen, wenn sie die Arbeit bewerkstelligen würde. Die vorhandene Kamelhaardecke könnte allzu leicht Schaden nehmen.
Vor unserer Wohnung sammelte sich eine mittelgroße Kinderschar an, als Käuzchen auf der Decke,

malerisch gelagert, dem Hinterteil unseres P 70 neue Glanzlichter aufsetzte. Trotz fachgemäßer Anwendung der verschiedenen Pinsel konnte Käuzchens Malkunst nicht verhindern, daß die gute weiße Lackfarbe, von Käuzchen etwas zu großzügig aufgetragen, über den dicken Querstrich zwischen der 38 und der 82 lief und ihn ganz einzudecken versuchte. Käuzchen mußte immer wieder die beiden Staubtücher in Terpentinöl tauchen, um den Strich von der weißen Deckfarbe zu befreien, was auch die schwarze Farbe nicht ganz unberührt ließ. Dies mußte Käuzchen mit einer ruckartigen Seitwärtsbewegung seines Kopfes erstaunt feststellen.
Nach dreimaligem Übermalen strahlte unser Nummernschild in neuem Glanze.

Ich hatte wirklich nichts Unrechtes getan, als mich ein sehr junger, sehr langer Volkspolizist beim Überqueren einer Ecke zurückpfiff.
„Was kann ich für Sie tun, Genosse Wachtmeister?" fragte ich nach altem Brauch.
„Sehen Sie sich mal Ihr Nummernschild an!"
„Das habe ich auf Anordnung eines Ihrer Kollegen neu angestrichen!"
„Sie haben Ihr Kennzeichen verändert, der Strich ist nicht mehr zu sehen. Sie kommen morgen zum Präsidium und holen sich gegen Abgabe des alten ein neues Nummernschild und zahlen neben den Kosten noch eine Strafe von zehn Mark."

Rudolf Hirsch

Illustration: Renate Jessel

Auf der Autobahn fährt vor Krüger ein Kleinwagen. Plötzlich sieht er, wie der Wagen alle paar Sekunden einen Satz macht. Wie ein Frosch hopst er immer wieder in die Höhe. Krüger sieht sich das eine Weile mit wachsendem Staunen an. Dann fährt er dicht an den Wagen heran und fragt den Fahrer: „Was ist denn mit Ihrem Wagen los?" — „Mit dem Auto ist gar nichts los", erwidert der verzweifelte Mann hinter dem Steuer, „bloß ich — ich habe den Schluckauf!"

●

Krüger hat sich einen Gebrauchtwagen gekauft — einen uralten Veteranen. „Läßt sich aber prima schalten", erklärt er seinem Freund Meyer stolz. „Kein Wunder — bei dem Alter", meint Meyer, „da wird er kaum noch Zähne haben!"

●

Marlene Dietrich wurde in Monte Carlo am Steuer ihres Wagens von einem Polizisten angehalten: „Madame, Sie haben bestimmt die 60 überschritten!"
Die immer noch recht jugendliche Dietrich nahm ihren Sonnenhut ab und antwortete: „Sehen Sie mich bitte ohne diesen altmodischen Hut an. Dann werden Sie sofort bemerken, daß ich weit jünger bin..."

●

Der Wagen rast — hundert, hundertzehn, hundertzwanzig, hundertdreißig — endlich hält ein Verkehrspolizist ihn an.
„Was gibt's denn", fragt der Fahrer unschuldig. „Bin ich zu schnell gefahren?"
„Nein", erwidert der Polizist, „Sie sind zu niedrig geflogen."

●

Das Auto des französischen Premierministers Debré wurde kürzlich bei einer nächtlichen Überlandfahrt von einem Gendarmen angehalten, weil das Rücklicht nicht brannte. Auf die Vorhaltung des Beamten zuckte der Chauffeur mit den Achseln: „Ich habe es nicht bemerkt. Aber sehen Sie denn nicht unsere Kokarde?"
Der Hüter der Ordnung warf einen Blick auf das Abzeichen amtlicher Würde und meinte: „Eine Kokarde ist schließlich kein Licht!"
Da wurde der Chauffeur wütend und schrie: „Sie scheinen nicht zu begreifen, daß ich Monsieur Debré fahre!"
„Mag sein", erwiderte unerschüttert der Gendarm: „Aber auch Monsieur Debré ist kein Licht!"

VEB Carl Zeiss JENA

CARL ZEISS JENA

Zu Ihren ständigen Begleitern gehört heute selbstverständlich auch eine Kamera. Welche Sie wählen, richtet sich nicht nur nach Ihren finanziellen Mitteln, sondern insbesondere nach den Ansprüchen, die Sie an die Kamera stellen. Falls Sie sich für eine Kamera mit automatischer Belichtungsregelung entscheiden, dann empfehlen wir Ihnen die Kleinbildkamera **WERRA V.** Sie kommt aus dem weltbekannten VEB Carl Zeiss JENA und ist mit dem leistungsfähigen Vierlinser **Tessar 2,8/50 mm** als Standardobjektiv ausgerüstet. Als Wechselobjektive stehen das Weitwinkelobjektiv Flektogen 2,8/35 mm und das Teleobjektiv Cordinar 4 100 mm zur Verfügung. Die WERRA V besitzt außerdem einen hochwertigen, vollsynchronisierten Zentralverschluß mit den Verschlußzeiten B sowie 1 bis $^1/_{500}$ s. Im Bildfeld des hellen Schnittbild-Meßsuchers erscheinen gleichzeitig mit dem Zeiger des Belichtungsmessers die Blenden- und Verschlußzeiten. Die WERRA V ist eine Kamera, die selbst den verwöhntesten Ansprüchen gerecht wird.

Die Sache mit Probus

Fortsetzung von Seite 32

früher, in grauer Vorzeit. Und wegen des herzerfrischenden Nervenkitzels, im dunklen Wald auf fremdenverkehrsbewußte Räuber zu stoßen, war man ja schließlich gekommen.

Davon hatte man in den beliebten Handbüchern „Bilde dich durch Reisen" gelesen. Da war das Donautal beschrieben wie die Pyramiden und die Akropolis, und von den hohen Bergen hieß es, daß es auf ihnen, der Sonnennähe wegen, viel heißer war als im Juli in Rom. Der jüngere Plinius, dem die stille Lieblichkeit der toscanischen Seen seiner Sommerfrische viel zuträglicher erscheint, findet das Treiben der Zeitgenossen reichlich komisch: Was würden hier für Touristen herkommen, wenn die Seen in Griechenland oder sonstwo im Osten oder Norden lägen.

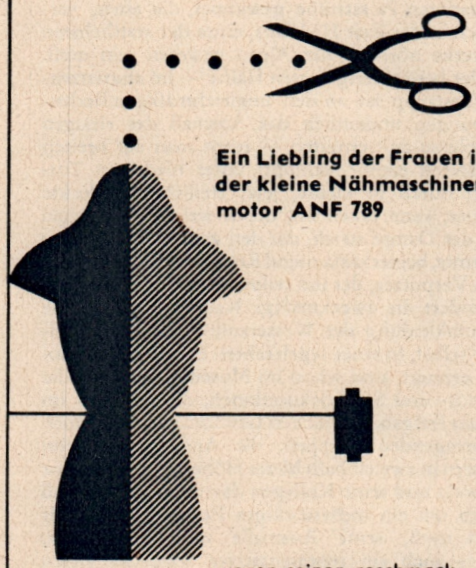
Nach Carnuntum, wie überall sonst hin, brachten die Touristen ihre Fremdenführer mit. Diese logen ihnen, zum Gaudium der Legionäre, das Blaue vom Himmel herunter. Schockierend freilich war, daß die feinen Damen ihre Wagen partout selbst lenken wollten, und spaßig war es, zuzusehen, wenn dieselben feinen Damen wie die Marktweiber mit irgendeiner einheimischen Sklavin oder Freigelassenen um deren billige Unterröcke feilschten (sie trugen derer vier), als wären es Edelsteine aus Indien. Sie zahlten horrende Preise für derartige Andenken, mehr als die ganzen Mädchen gekostet hätten. Die goldverzierten Glasspiegel, den Silberschmuck, die Bronze- und die Tongeräte, an denen die Fabrikanten der Zivilstädte Vindobona und Carnuntum so reich geworden waren, daß einer von ihnen sogar auf seine Kosten das schöne neue carnuntiner Amphitheater für 8000 Personen (neben dem großen kaiserlichen für 20000 Personen) erbauen ließ — diese Dinge waren von den Touristen nicht halb so begehrt wie die Dirndlröcke. Schließlich konnte man das in Rom jederzeit von den fahrenden Kaufleuten oder den großen Importeuren haben, die überdies — die Masse macht es aus — weniger Zoll dafür zahlen mußten. Wer zittert schon auf der Heimfahrt gern vor dem Zollkontrolleur in Poetovium?

Und Carnuntum, Bollwerk gegen die Germanen und Metropole an der Donau, in den ersten beiden Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von mehr als 50000 Menschen bewohnt, ist das verschlafene Petronell mit 1175 Einwohnern geworden, das freilich alljährlich an die 300000 Fremde sieht, die an schönen Tagen, von mehr oder minder geschichtskundigen Ciceronen geführt, zwischen den freigelegten Mauerresten der alten Grenzstadt umherwandeln.

Noch liegt ein großer Teil des historischen Gemäuers unter dem unbeackerten Boden südlich und nördlich der Betonstraße Wien—Bratislava. Die Archäologen, die unter der Leitung Professor Erich Swobodas (Rektor der Grazer Universität) seit 1948 dabei sind, immer neue Stücke sichtbar zu machen, schätzen, daß sie noch mehr als die Hälfte der ehemaligen Stadt werden ausgraben müssen.

Den Sommer 1960 haben sie der 1957 entdeckten sogenannten Palastruine gewidmet, die einst, vermutlich in der Zeit Hadrians, eines der stattlichsten Bauwerke nördlich der Alpen gewesen sein muß. Auf der bereits freigelegten Hälfte — im angrenzenden Gestrüpp ist an den ungleichmäßigen Bodenerhebungen undeutlich das Ausmaß des riesigen Komplexes zu vermuten — turnt man auf breiten Steinstufen empor, schlüpft unter niedrigen Torbogen durch in kleine, jetzt freilich ungedeckte Zimmer, kann erkennen, durch welche Hohlziegel einst der Dampf strich, der den ganzen Bau wohlig erwärmte, bemerkt staunend Reste des dicken dunkelroten Verputzes, der ihn teilweise im Inneren zierte, bewundert die zweckmäßige Kanalisation und die Steinumkleidung der Wasserzuflußrohre; die Bleirohre selbst, in einer regelrechten Fabrik bei Vindobona erzeugt, sind schon im Museum, wie auch die Marmor- und Stuckdekorationen, die die Erde im Vorjahr freigab. Die dicken Grundmauern, die hoch emporragenden Treppen, die Andeutungen von Fenstern in zweieinhalb Meter Höhe haben Professor Swoboda und seine Kollegen davon überzeugt, daß es sich um ein mehrstöckiges Bauwerk gehandelt haben muß, seine Ausmaße und Architektur, daß es auch ein repräsentatives war, das vielen Zwecken gleichzeitig diente — man weiß freilich noch nicht genau, welchen. Da sind etwa in einer Art Vorhof drei (zwei achteckige und ein kreisrunder) wandstarke Mauerreste von mehr als drei Metern im Durchmesser, die von manchen für ehemalige Zwinger wilder Raubtiere für die Gladiatorenspiele in den Amphitheatern gehalten werden, von anderen für geweihte Tempel der Gottheiten. Es könnten auch turmartige Verliese für die Gefangenen gewesen sein, wie eine dritte Theorie vermutet, oder überdimensionale Hohlsäulen, die einst einen Teil des Palastes trugen — vielleicht waren es auch Lebensmittelspeicher. Die verschiedensten Gebrauchs- oder Ziergegenstände, einige tausend, sind auf dem Areal gefunden worden, darunter kostbare Gemmen, Fensterglas und Mauerhaken, selbst ein Notizbuch aus zusammengebundenen Täfelchen — aber kein Hinweis auf die Zweckbestimmung des enormen Baus. Professor Swoboda hofft, doch noch einen solchen vor dem ersten Schnee unter dem noch unbearbeiteten Sträucherwerk im Osttrakt des Palasts zu entdecken.

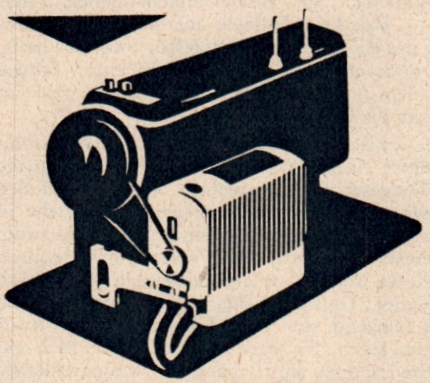
In der Zwischenzeit lassen seine Leute mit wohlüberlegter Nachlässigkeit bescheidene Bruchstücke von Tonvasen und behauenem Sandstein auf den imposanten Quadern herumliegen, Dinge, die in solchen Mengen vorhanden sind, daß das Museum in Deutsch-Altenburg ihren Verlust nicht tragisch nimmt. Sie wandern stückchenweise in die Taschen faszinierter Touristen, die, verstohlen links und rechts blickend, den Grundstein zu einem Privatmuseum legen. Sie gehen dann ins modisch adjustierte Espresso am Eingang der Ruinenstadt, wo der Kaffee mit Brunnenwasser zubereitet wird, und denken, so sie davon wissen, vielleicht an die verfallenen Aquadukte, die vor zweitausend Jahren das frische Wasser von den Bergen an diese Stelle schafften, oder sie freuen sich — angesichts des bunten Automobilparks auf historischem Gelände—, daß die Gegenwart Petronells um soviel weniger trüb und grau ist als seine Vorzeit.



Ein Liebling der Frauen ist der kleine Nähmaschinenmotor ANF 789

wegen seiner geschmackvollen Form und seiner Zuverlässigkeit, der bequemen und anpassungsfähigen Reglerbedienung, der leichten Stichregulierung und seines geräuscharmen Laufes. Er ist mit Rundfunkstörschutz ausgestattet und ist für 220 Volt Wechsel- oder Gleichstrom geeignet. Der kleine ANF 789 erleichtert Ihnen die Arbeit wesentlich.

Erhältlich in allen einschlägigen Fachgeschäften.



VEB ELEKTROMASCHINENBAU

Sachsenwerk

DRESDEN-NIEDERSEDLITZ

Schicksein fängt mit der Frisur an!

Darum pflegen moderne Frauen das Haar besonders sorgsam. Westalan-Birken-Oelhaarwäsche ist eines der vielen Westalan-Shampoons, die für die neuzeitliche Haarpflege geschaffen wurden. Es tritt der Überfettung des Haares durch Abschwächen der Talgdrüsentätigkeit entgegen, beseitigt Schuppen und hilft ausgelaugtem, strapaziertem Haar. Westalan-Shampoons machen das Haar gesund, frisch und schmiegsam, wie es eine gutsitzende Frisur verlangt.

Ihr Haar kann strahlen – denn es ist Westalan-gepflegt!

WESTALAN
Shampoon

Steckenpferd

Lilienmilchseife

ein Begriff für jeden!

Ihre Beliebtheit sichern:
Hochwertige Fettrohstoffe
aus dem In- und Ausland.
Hautpflegende,
auf neuester Entwicklung
beruhende Zusätze.
Eine gleichbleibende,
einmalige Duftnote.

»Steckenpferd-Lilienmilchseife«
bewirkt durch ihren
sahnigen Schaum eine porentiefe,
schonende Reinigung
der Haut.

VEB Steckenpferd · Seifen- und Kosmetikwerk
Radebeul 1

DEWAG DRESDEN

Unsere aktuelle Umfrage:

Ist eine Frau mit 40 alt?

Fortsetzung von Seite 26

zu neckisch. Und dann besondere Sorgfalt auf die Kleidung legen. Eine mollige 50jährige sollte sich nicht wie ein junges Mädchen kleiden und auch an die Frisur denken. Es kann passieren, daß eine Frau mit grauem Haar jugendlicher wirkt als eine, die eine ungünstige Haarfarbe gewählt hat."

Hier klingt mit Recht schon ein warnender Unterton mit. So selbstverständlich heute für eine Frau über 40 (und nicht nur für sie) sorgfältige Pflege des Äußeren ist, das allein tut's nicht.

Auf eine notwendige Ergänzung weist der Brigadier *Max S.* aus Leipzig, 46 Jahre alt, hin: „Treibe Sport, und du bleibst gesund und jung. Meine Frau und ich sind im Sportverein groß geworden. Heute sind wir beide in den 40er Jahren und können nicht mehr aktiv mithalten, aber unser Herz gehört noch immer dem Sport, und das erhält uns jung."

Noch richtiger wäre diese Meinung allerdings, wenn sich die beiden für das Jungbleiben nicht nur auf den Sport vergangener Jahre verlassen würden. Gerade in ihrem Alter ist der tatsächlich ausgeübte Sport ein besonders guter und notwendiger Jungbrunnen, nicht nur für das Herz. Es braucht ja nicht gerade Stabhochsprung oder Marathonlauf zu sein. Regelmäßige Gymnastik genügt.

Aber nur Sport ist auch zuwenig. Die junge Verkäuferin *Gisela* L. aus Berlin, 22 Jahre alt, hat das gut beobachtet: „Meine Mutter ist über 40, und an ihr merke ich, daß die Jugend heute länger dauert. Sie tanzt mit uns, sie singt mit uns, sie geht arbeiten und sieht dabei aus wie Ende Zwanzig. Das hat sie wahrscheinlich dem Sport, der Kosmetik und der gesunden Lebensweise zu verdanken."

Derselben richtigen Meinung ist Frau *Margarete S.* aus Greifswald, Sachbearbeiterin, verheiratet und 38 Jahre alt: „Ich war in meinem Leben nie Nur-Hausfrau, und ich glaube, dies ist der Grund dafür, daß ich mich immer noch wie 25 fühle. Um mit der heutigen Jugend nicht nur im Wissen, sondern auch im Aussehen Konkurrenz zu halten, muß ich elastisch, beweglich und immer auf dem laufenden bleiben."

So kommen wir der Sache schon näher. Sport, gesunde Lebensweise und ein gepflegtes Äußeres helfen Gesundheit und Selbstbewußtsein erhalten, die gerade in diesen etwas krisenhaften Jahren doppelt wichtig sind. Aber das Wichtigste ist doch ein wirklich ausgefülltes Arbeitsleben, das innere Befriedigung gibt, das ganz natürlich zu einem Kreis von Kollegen und Freunden führt und in unseren sozialistischen Betrieben, vor allem in guten sozialistischen Brigaden, auch schon immer mehr zu echter persönlicher Anteilnahme und Fürsorge.

Ein so ausgefülltes Leben ist auch besser geeignet, ein Gegengewicht gegen die Vereinsamung zu bilden, die besonders die alternde Frau bedroht und sie schneller als notwendig altern läßt. Das ist ein so großes Problem, weil in der DDR noch immer als Auswirkung zweier Weltkriege auf 100 Männer 122 Frauen kommen, wobei der Frauenüberschuß ausschließlich in den Jahrgängen über 30 vorkommt. (Gegenwärtig wächst in den Jahrgängen unter 30 ein zwar längst nicht so großer, aber spürbarer Männerüberschuß heran.)

Daß es sich dabei nicht nur um die Probleme unverheiratet gebliebener Frauen handelt, zeigt die Stellungnahme von Frau *Helene R.*, Angestellte aus Dresden, Mitte der Vierzig: „ Durch die Scheidung war ich gezwungen, arbeiten zu gehen, nachdem ich 17 Jahre lang ausschließlich am Kochtopf stand. Am Anfang war's schwer, aber durch die Arbeit bin ich über die Zeit hinweggekommen; ich wurde plötzlich noch nützlicher, hatte zu tun und fand einen neuen Freundeskreis. Jetzt bin ich dabei, mich zur Buchhalterin zu qualifizieren."

Das ist ein gar nicht so seltener Fall; denn noch immer gibt es unter den Ehemännern viel zuviel egoistische Dummköpfe, die es nicht verstehen, ihrer langjährigen Ehepartnerin über ein paar schwierige Jahre hinwegzuhelfen, sondern sie sitzenlassen und zu einer jüngeren davonlaufen. Das früher oder später fast unvermeidliche Ergebnis — von seltenen Ausnahmen abgesehen —: Wenn er in Schwierigkeiten kommt, was bei zunehmendem Alter ja auch bei Männern vorkommen soll, macht sie ihn zu einer mit Recht in zahlreichen komischen Rollen der Weltliteratur belachten lächerlichen Figur (falls er nicht schon vorher durch Überanstrengung an Herzinfarkt oder Schlaganfall gestorben ist). Da ist es schon besser, sich gemeinsam darum zu bemühen, daß die Wechseljahre der Übergang zu einem neuen, in jeder Hinsicht schönen Abschnitt der Ehe werden.

Wie anziehend Frauen von über Vierzig tatsächlich sein können, beweist die Tatsache, daß in der DDR im Jahre 1958 nicht weniger als 14550 Frauen, die über vierzig Jahre alt waren, geheiratet haben, 1850 davon zum erstenmal. 1370 Frauen haben sogar mit über 60 Jahren geheiratet, 213 davon zum erstenmal. Und damit in dieser Umfrage die Frauen nicht nur gut wegkommen:

Eine 55jährige hat einen 18jährigen, eine Frau von über 60 einen 19jährigen, eine andere einen 22jährigen, zwei andere haben 24jährige Männer geheiratet. Und was immer die Beweggründe gewesen sein mögen — alle, die wir fragten, waren da, was die Liebe betrifft, sehr skeptisch — eines ist damit klar bewiesen: Der Spruch „Alter schützt vor Torheit nicht" gilt nicht nur für alte Männer.

Heinz Heinrich

Über die Schönheit des Alltäglichen

Immer hat es im Volk weit mehr Schönheit gegeben, als den Menschen selber bewußt wurde. Weil die Prinzessin auch alltags ein Kleid aus Seide und Brokat trug, richteten sich so viel Augen auf ihren angeblich herrlichen Wuchs. Daß die kraftvolle Bauerntochter mit ihrem durch Arbeit inhaltsreicher gewordenen Gesicht schöner war, erkannte man vielleicht, wenn sie durch ein Brautkleid aus der Sphäre des Alltags gehoben wurde.

In der täglichen Tretmühle und erst recht im Wettlauf um den Erfolg bemerkt der kämpfende Zeitgenosse meist nicht, daß die Luft heute würzig, das Hemd gut gebügelt, das Kind hübsch angezogen und der Kohl schmackhaft ist. Es ist die Aufgabe der Frau, den Alltag, aus dem das Leben doch in der Hauptsache besteht, zum Genuß zu erheben und die in ihm stündlich neu erstehende Freude bewußt zu machen. Das bedeutet nicht, daß sie ihrem Mann sozusagen täglich den Kochlöffel um die Ohren schlagen und ihn mit derber Rede auf ihre Meisterschaft aufmerksam machen soll. Im Gegenteil, der sonst so geistesabwesende Hausherr muß immer wieder selber darauf kommen, daß sich durch kleine Veränderungen sein Leben erneuert und Glücksgefühle hervorruft. Wenn er die Gabel ins Gemüse steckt, muß er versonnen flüstern: „Großartig und noch nie dagewesen, solcher Kohl!" Und am nächsten Tag muß er plötzlich erstaunt aufblicken und mit runden Kinderaugen fragen: „Ist das eigentlich teuer, diese Nudeln?" Worauf die Hausfrau leichthin antwortet: „Nein, aber wenn du das Wirtschaftsgeld ein wenig erhöhst, habe ich ein zweites delikateres Nudelrezept in Reserve."

Das Verfahren, den Alltag zu verschönern, ist ganz einfach. Die meisten Völker leben von den gleichen Grundstoffen. Kohl und Nudeln gibt es bei uns und in China. Stehlen wir uns ein paar der fremden Rezepte, und der chinesische Alltag macht aus der deutschen Hausfrau einen Zauberer der Küche. Um bei diesem Wunder behilflich zu sein, unterbreiten wir hier ein paar Rezepte aus dem Fernen Osten.

Süßsaurer Kohl

1 Weißkohlkopf, etwa 1 1/2 Pfund, oder Chinakohl
3 Tomaten oder Püree
3 Mohrrüben
4 Löffel Fett (Schmalz, Öl oder Margarine)
2 Teelöffel Sherrywein (Fruchtwein)
2 Teelöffel Maizena

3 Teelöffel Essig
2 Teelöffel Zucker
3 Teelöffel Bino
1 Teelöffel Salz

Geriebene Mohrrüben und geschnittene Tomaten braten wir in einem Eßlöffel erhitztem Fett etwa 5 Minuten, fügen Essig, Zucker, Bino und das in einer halben Tasse Wasser aufgelöste Maizena hinzu und lassen aufkochen. Inzwischen haben wir die Kohlblätter in etwa 4 Quadratzentimeter große Stückchen geschnitten, die wir mit dem restlichen Fett und dem Salz etwa 10 Minuten bei starker Hitze braten. (Der weichere Chinakohl gebraucht nur 4 Minuten.) Schließlich geben wir den Wein und die vorbereitete süßsaure Sauce zum Gemüse und schmoren alles zusammen noch 2 Minuten.

Gebratene Nudeln

1/2 Pfund feine Nudeln oder Spaghetti
1/2 Pfund in feine Streifen (streichhölzergroß) geschnittenes Schweinefleisch
1/4 Pfund fein geschnittener Sellerie
1/4 Pfund fein geschnittener Kohl
4 Champignons oder eingeweichte getrocknete Pilze
1/2 Teelöffel Maizena
5 Stück getrockneter Ingwer oder ein gehäufter Teelöffel pulverisierter Ingwer
3 Teelöffel Sherry
3 Teelöffel Bino
1 Teelöffel Salz
5 Teelöffel Fett

Wir schneiden Kohl, Sellerie und Fleisch in ganz feine Streifen und teilen die Pilze grob. Fleisch, Kohl, Sellerie, Pilze und Salz werden 4 Minuten in 3 Löffel heißem Fett gebraten, Bino, Ingwer, Sherry und aufgelöstes Maizena hinzugefügt und noch eineinhalb Minuten zusammen geschmort.

Das restliche Fett schütten wir in eine große Bratpfanne, erhitzen es und geben die in leichtem Salzwasser abgekochten und abgetropften Nudeln hinzu; wir braten die Nudeln bei häufigem Wenden etwa 5 Minuten, schütten die vorbereitete Fleischmischung darüber, rühren gut durcheinander, und nach weiteren zwei Minuten sind die außerordentlich schmackhaften Nudeln tafelfertig.

In diesem Grundrezept können Sie sowohl die Gemüse (Zwiebeln, Porree) als auch das Fleisch beliebig verändern. Beispielsweise können Krabben, Krebsfleisch oder Lachs hinzugefügt werden. Anstelle des Schweinefleisches können Sie Rind- oder Geflügelfleisch nehmen, oder eine entsprechend größere Menge Pilze könnte das Fleisch ganz ersetzen.

Vignetten: Renate Jessel **Habu**

Wir bitten unsere Leser um Verständnis, daß die Spalten „Ausgelesenes" und „Abgehörtes" in diesem Monat aus technischen Gründen ausfallen müssen.
Die Redaktion

beschirmte Damen . . .

. . . und schon sind wir mitten im Thema. Bekanntlich zeigt sich der November regnerisch und unter Umständen auch schon winterlich. Ihre Haut ist in dieser rauhen Witterung besonderen Strapazen ausgesetzt. Was liegt da näher, als eine richtige Entscheidung — und die ist Bio-Kosmetik aus dem Hause Pa-tina. Längst bewährt und viel begehrt.

Die Haut beschirmt durch Bio-Kosmetik.

Unser Tip:

Zur Pflege und gleichzeitig zum Schutz benutzen Sie Hautnähröl. Die Augenpartien behandeln Sie mit einem leichten Film Muscle-Oil, den Sie vom äußeren Augenwinkel nach innen gehend ganz zart in die Haut einklopfen. Bei müder Haut verwenden Sie Placentina-Creme im Wechsel mit Hautnähröl.

GEPFLEGT VON FRÜH BIS FRÜH
MIT PA-TINA BIO-KOSMETIK

VEB PA-TINA HALLE/SAALE

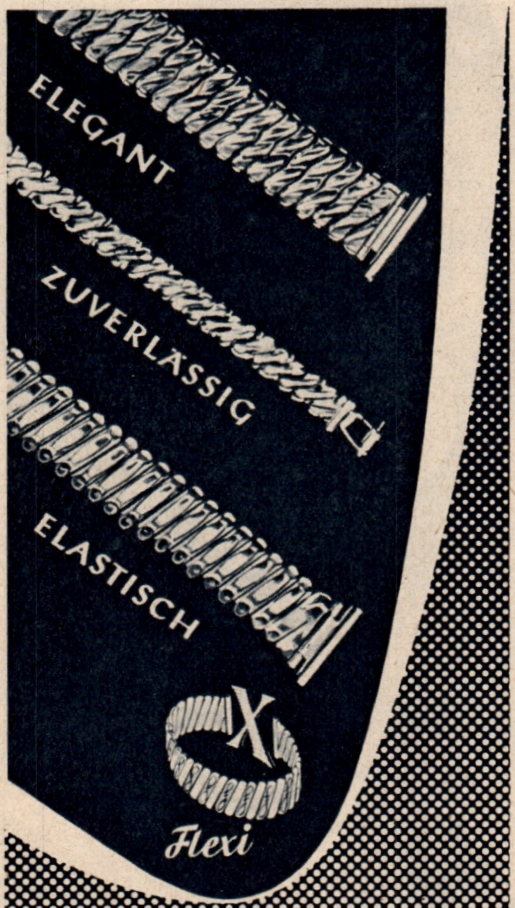
Süß-
ABER herb

wenn Sie Wert auf eine herbe, kakaobetonte Note legen, wenn Sie Pralinen-Füllungen wünschen, die etwas Besonderes, etwas Geschmackskräftiges bieten, dann wird Sie Goldeck „Herb-Spezial" begeistern.

Wissen Sie schon, daß außer Rohkakao und Zucker so auserlesene Rohstoffe zur Verarbeitung kommen wie Haselnüsse, Mandeln, Orangen, Vollmilch, Sultaninen, Zitronat, Mocca, Weinbrand und Eierlikör.

Eine Vielzahl wundervoller Genüsse und dazu ein ca. 40 % iger, edelherber Schokoladen-Überzug.

VEB SCHOKOLADENFABRIK GOLDECK · LEIPZIG



Flexi

UHRENARMBÄNDER

RUDOLF STOLL KG
BERLIN NO 18

Erhältlich in allen Fachgeschäften

TREFF PUNKT

Wo sind „sie", die mit uns in Briefwechs. treten? 2 Mädch., 21/1,65, viels. int., wart. a. Post (mögl. m. Bild). Zuschrift. unter 32 599 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

3 unternehmungslustige Techn. Zeichnerinnen, 23/1,52, 20/1,65, 23/1,68, dkl.-bld., Bez. Dresden, wü. Briefw. mit intell. Herren üb. 25 J. Bildzuschr. erw. MS 5364 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Solid. Mädchen, 19/1,70, Nichttänzerin, wü. d. Bekanntschaft eines ruhig., zurückhalt. Nichttänzers (19—22 Jhr.). Ernstgem. Bildzuschr. erb. MO 5361 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Gutausseh. Berlinerin, 21/1,65, dkl., schl., natur- u. musikl., viels. int., wü. aufr., intell. Herrn, etwa 26—32 J., mit angenehm. Äuß. u. gut. Umgangsformen kennenzulern. Bildzuschr. (zurück) 639 Annahmestelle Berlin-Pankow, Breite Str. 2

Jg. Mädel, 20/1,68, wü. Bek. m. nett., aufrichtig. Herrn zw. spät. Heirat (mögl. Raum Dresden). MP 5362 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Mädchen, 18/1,68 u. 20/1,65, suchen Turniertanzpartner. Auch Einzelzuschrift. (m. Bild) MR 5363 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Lehrerin, 27/1,54, möchte intell., fortschr. Kameraden (b. 32 J.) kennenlern. Bildzuschrift. erw. (mögl. Bez. Rostock) AE 1707 an DEWAG Werb., Rostock

Welch. intell., viels. int., jg. Mann möchte mir ein zuverläss. Kamerad sein? Bin 18/1,64, interessiere mich für Kunst, Kultur, Foto u. erfreue mich gern an den Schönh. d. Natur. Bildzuschr. unt. Nr. 1193 an DEWAG Werb., Karl-Marx-Stadt S 6

Berufstät., frohsinn. Mädel mit Abitur, 23 J., mö. geb., lieb. Menschen fürs Leben finden. Zuschr. unt. Nr. 807 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließf. 435

Jg. Mann, 25/1,66, mbld., viels. int., wü. Bekanntschaft m. nett., jg. Mädel. Ernstgem. Bildzuschr. unt. DG 14 619 an DEWAG Werbung, Gera

2 Freunde, 20/1,70 u. 21/1,77, wü. Briefw. mit zwei nett. Mädchen. Auch Einzelzuschr. erw. (mögl. mit Bild) ME 5371 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Leipzig: Welch nettes Mädel b. 23 J. ist gleich mir geg. Rauchen u. Trinken, aber für Natur, Mode, Häuslichkeit, Ski, mod. Tanzmusik u. bald. Ehe? Ehrl. Bildzuschr. unt. 822 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

Nichttänzer, 18/1,78, dkl., wü. Briefw. m. jg. Mädchen. Bildzuschr. erb. ML 5354 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Ich bin 19/1,85 und habe dkl. Haar, blaue Augen. Suche Briefw. m. hübsch., jg. Mädchen. Bildzuschr. erb. MT 5365 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 gute Freunde, 19/1,75, schw., u. 19/1,75, dklbld., wünsch. mit Mädchen bis 18 J. Briefw. Bildzuschr. erw. MV 5366 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 19/1,70 u. 21/1,75, sport- u. musiklieb., suchen pass. Partnerin. Bildzuschr. (zur.) MZ 5367 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Lehrer, 29/1,78, sucht fortschr., fröhl., tiefempfind. Frau. Bildzuschrift. (zur.) erw. unter 1580 DEWAG Werbung, Magdeburg-N

Bin 29/1,76, schlank, bld., suche aus Mangel an Gelegenh. durch Beruf a. d. Wege nur gutausseh., angenehm., schlk., ordentl. Mädel als Partnerin. Nur ernstgem. Bildzuschr. unt. 9640 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Jg. Förster, Mitte 20, wü. sich naturlieb. Lebenskameradin. Frdl. Zuschr. unt. 885 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließf. 435

Wissenschaftler, 40/1,76, dkl., naturverb., Foto- u. Motorsport, wü. sich natürl., schlk. Mädel als Partnerin. MG 5384 DEWAG Werbung, Berl. C 2

Bin 19/1,73, wünsche mir nette Briefkameradin. MH 5386 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Bin 26/1,67, schw., Wassersp., suche nett., charakterf. Mädchen passend. Größe. Bildzuschrift. erw. (zur.) 10 638 Oberschöneweide, Schließfach 25

Student, 22/1,80, wü. Bekanntsch. m. nett. Mädchen. Bildzuschr. erb. unt. 32 589 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Jg. Mann, 21/1,81, mbld., viels. int., wü. Bekanntschaft m. nett., jg. Mädel. Ernstgem. Bildzuschr. AE 617/N DEWAG Werbung, Erfurt

Zahnarzt möchte gutaussch., intell., vielseitiges Mädel, bis 26/1,70, zw. spät. Heirat kennenlern. Bildzuschr. unt. MB 5369 DEWAG Werbung, Berlin C 2

19jährig. jg. Mann, 1,80, dklbld., sport- u. musikliebend., sucht Bekanntschaft m. nett., lust. Mädel zw. spät. Heirat. Ernstgem. Bildzuschr. unt. 9637 an DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Jg. Mann, 25/1,69, wü. Bekanntsch. m. liebevoll., aufr. Mädel zw. 18 u. 24 Jhr. Nur Raum Magdeburg. Bildzuschrift. (zur.) unt. 1582 DEWAG Werbung, Magdeburg-N

Jg. Mann, natur- u. sportlieb., 20/1,73, dklbld., wü. Briefw. m. nett. Mädchen aus Thür. Bildzuschr. erw. AE 620/N DEWAG Werbung, Erfurt

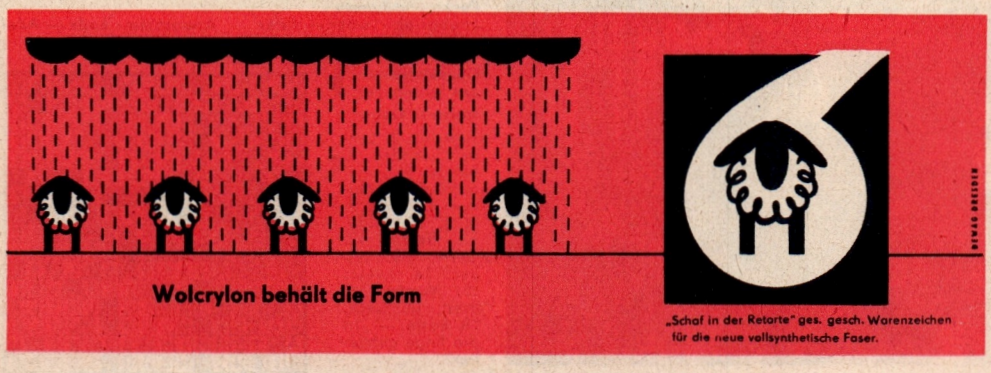
Jg. Mann, 23/1,67, dklbl., s. Briefw. m. jg. Mädchen m. Int. f. Mus. u. Reisen. Raum Dresden bevorzugt. Bildzuschr. erb. u. 32 607 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Jg. Mann, 23/1,65, dkl., vielseit. inter., fühlt sich sehr einsam. Welch. lieb. Mädel würde in Schriftw. mit ihm treten? Spät. Heirat nicht ausgeschl. Nur ernstgem. Bildzuschr. unt. Nr. 007 DEWAG Halle, Schließfach 319

Jg. Mann, 19/1,80, dklbld., sportl., bescheid., wünscht Briefwechs. m. gleichges., nett. Mädchen passenden Alters. Bildzuschrift. erb. MF 5372 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 temperamentv. Freunde, dklbld., 19/1,70 u. 20/1,75, Int. f. Tanz, Sport u. moderne Rhythmen, wünsch. nette Briefpartnerinnen. Bildzuschr. erw. MA 5368 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 19/1,70 u. 1,80, motorisiert, sport- u. naturlieb., wü. Briefw. mit nett., jg. Mädchen pass. Alters. Bildzuschrift. erw. MD 5370 DEWAG Werbung, Berlin C 2



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Wandbrett, 4. Mahlzahn, 8. französischer Romanschriftsteller, 11. Papstname, 12. Wasservogel, 13. an diesem Fluß liegt 3. senkrecht, 14. französischer Maler, gest. 1917, 15. Berg südlich von Innsbruck, 16. Nebenfluß von 13. waagerecht, 17. Furche, 18. wertloses Zeug, 20. chemisches Element, 22. Wiesenpflanze, 24. Gestalt aus „Lohengrin", 26. Weinernte, 28. Schaden, Einbuße, 29. polnische Halbinsel, 31. männlicher Vorname, 32. Grabsäule, 34. unweit von 3. senkrecht gelegene Felsengruppe, 37. seinen Namen trägt ein Sportstadion in 3. senkrecht, 41. weiblicher Vorname, 42. marokkanisches Gebirge, 43. Liebesgott, 44. Hafenstadt in Israel, 46. Windseite, 47. Talsperre bei Eibenstock, 49. Pappbehältnis, 51. Einsiedler, 53. vorzüglicher Speisefisch, 54. Pelzwerk, 56. Stadt in Norwegen, 58. arabischer Titel, 60. Aussehen, Miene, 61. Feuerstelle, 63. Hunnenkönig, 65. Stadt an 13. waagerecht, 68. Nebenfluß der Unstrut, 69. alte chinesische Münze, 70. französische Stadt, 71. Tonstufe, 73. Erzählung, 74. Geweihäste, 75. deutsche Spielkarte, 76. weiblicher Vorfahr, 77. Industriestadt im Bezirk von 3. senkrecht, 78. Vogel.

Senkrecht: 1. geschnittenes Holz, 2. Edelstein, 3. Stadt an 13. waagerecht, 4. Stadt in der Indischen Union, 5. englisches Zahlwort, 6. Sauerkirschenart, 7. Gestalt aus dem „Barbier von Sevilla", 8. berühmtes Bauwerk in 3. senkrecht, 9. deutscher Maler und Bildhauer des 18. Jahrhunderts, 10. Kartenwerk, 19. Südfrucht, 21. Segelstange, 23. Abwesenheitsbeweis, 25. Lotterieanteile, 27. Zauberberg im Märchen, 30. poetischer Name für 3. senkrecht, 33. europäische Hauptstadt, 34. Geldinstitut, 35. Zugvogel, 36. musikalisches Gleichmaß, 37. Nebenfluß von 13. waagerecht, 38. Blume, 39. chemisches Element, 40. scharfe Kante eines Gegenstandes, 45. Satzzeichen, 48. Alarmgerät, 50. chemische Verbindungen, 52. Koseform eines weiblichen Vornamens, 55. deutscher Physiker, Nationalpreisträger, der in 3. senkrecht wohnt, 57. zweifache Goldmedaillengewinnerin, deren Heimatstadt 3. senkrecht ist, 59. deutscher Baumeister, schuf die Gemäldegalerie in 3. senkrecht, 60. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 61. polnische Nationaloper, 62. Hochland zwischen Werra und Fulda, 64. Stadt in Mittelitalien, 66. weiblicher Vorname, 67. Wundmal, 72. Fruchtbrei.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 9/1960

Denksportaufgaben

Logogriph: Laster — Aster **Anagramm:** Lade — Adel

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 10/1960

Kreuzworträtsel zum Selbstbauen:

K	I	S	T	E		R	A	U	M		E	R	K	E
R		T	A	R	T	U		F	A	L	T	E	R	
A	H	O	R	N		E	F	E	U		A	G	E	N
T		K	A	R	A	T		B	A	R	R	E		E
T		E	L	M		E	S	E	L		E		K	L
A	G	E		T		P		A		L	O	R	C	A
	E		N	E	R	U	D	A		A		H	E	L
L	E		A	R	A	D		L		D	E	M	E	N
T	I		G		S	T	E	H	E	R	A	N		R
Z	E	H	E		S	I	E	L	E		E		B	R
E	D	E	L		L		R	U	D	E	R		S	L
B		D	O	N	E	Z		A		G	I	E	R	
A	B	T		A	N	I	S		A	R	M	I	N	
U	N	T	E	R		K	A	E	S	E		W	I	E
D	O	H	L	E		A		T	E	R	M	I	N	
E	B	E	N	E		U		R	I	E	N	Z		
N	E	E	R		L	E	N	D	E					

Wörter in Kreisen

1. Ariel, 2. Lenne, 3. Enden, 4. Neige, 5. Liege, 6. Weile, 7. Narew, 8. Trage, 9. Elite, 10. Bilge, 11. Beere, 12. Gerte, 13. Niger, 14. Iwein, 15. Wette, 16. Brett, 17. Isere, 18. Rosin. — „In die Enge getrieben."

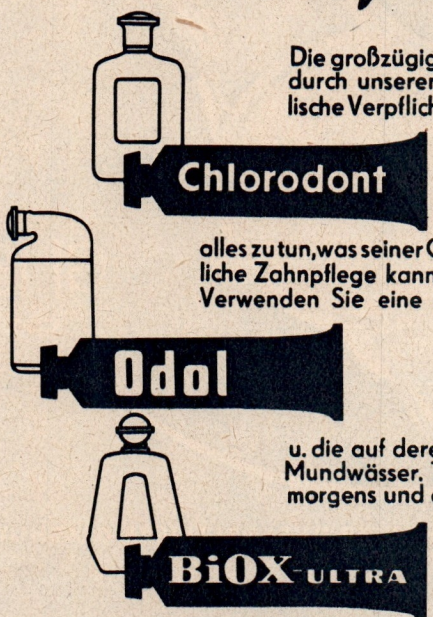
Für den Abend ergänzt aparter

Granatschmuck

das Festkleid

Die Einzelhandels-
Fachgeschäfte
beraten Sie gern

Worauf es ankommt!



Die großzügige gesundheitliche Betreuung durch unseren Staat legt jedem die moralische Verpflichtung auf, ständig auch selbst alles zu tun, was seiner Gesundheit dienlich ist. Gründliche Zahnpflege kann viele Krankheiten verhüten. Verwenden Sie eine der namhaften Zahnpasten u. die auf deren Geschmack abgestimmten Mundwässer. Tun Sie es aber regelmäßig, morgens und abends. Darauf kommt es an.

Glashütter Uhren

HÖCHSTE QUALITÄT ERFÜLLT HÖCHSTE ANSPRÜCHE

Seit Generationen arbeiten Meister ihres Faches an der technischen Vervollkommnung und Formvollendung Glashütter Uhren. Durch ihre Zuverlässigkeit, Präzision, Eleganz und Klarheit gewannen Glashütter Uhren Weltruf. Moderne Menschen bevorzugen Uhren, die in Technik und Form unserer Zeit entsprechen und wählen daher immer wieder Glashütter Qualitätsuhren.

GUB
GLASHÜTTE/SA

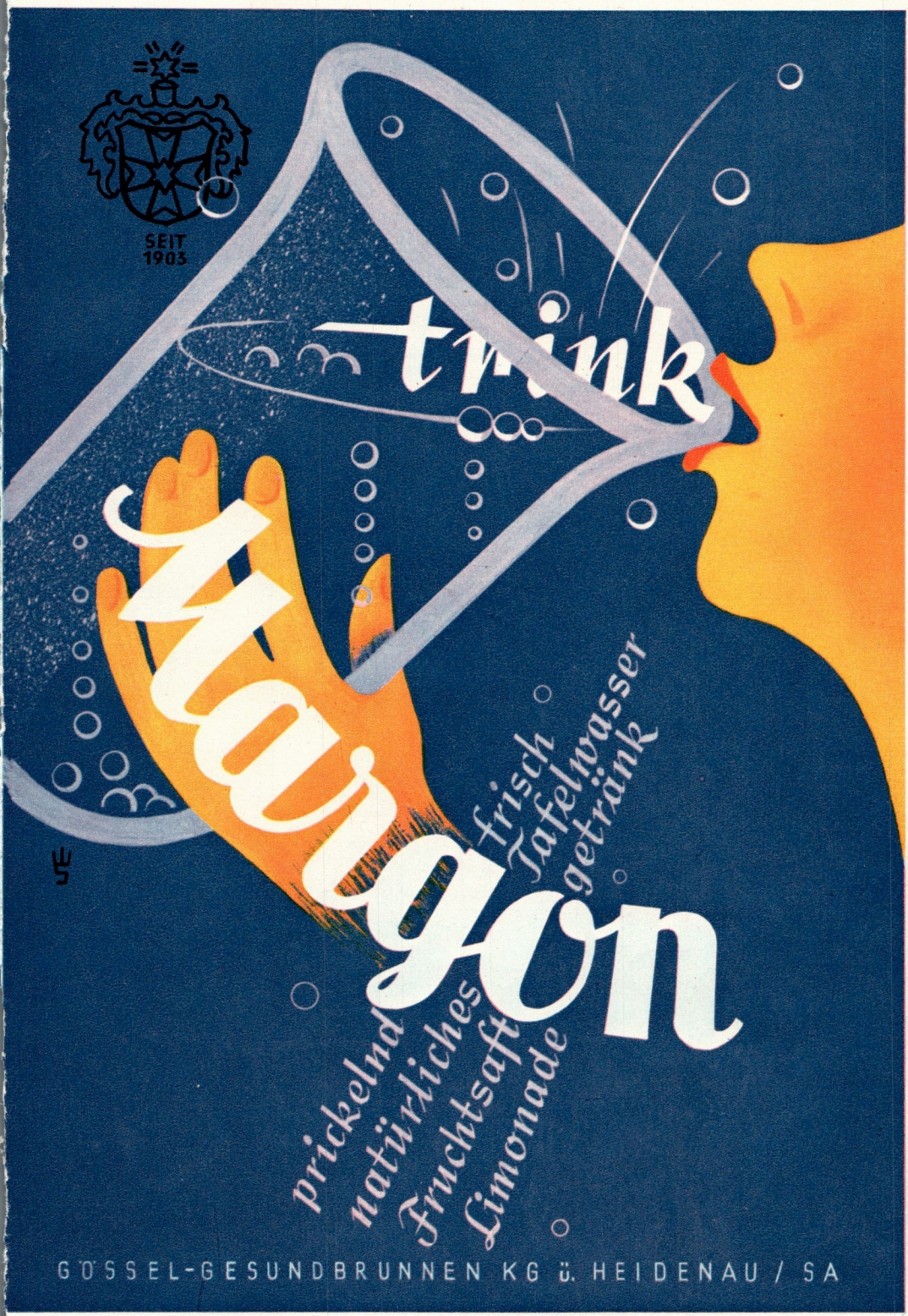
VEB GLASHÜTTER UHRENBETRIEBE GLASHÜTTE/SA.

FRIESE-DECKEN

Ein Begriff für Qualität

GEBRÜDER FRIESE AG., KIRSCHAU/SACHSEN

— IN VERWALTUNG —


SEIT
1903
trink
Margon
frisch
Tafelwasser
getränk
prickelnd
natürliches
Fruchtsaft
Limonade
GÖSSEL-GESUNDBRUNNEN KG ü. HEIDENAU / SA